



Welt der
RENAISSANCE

*Ausgewählt, übersetzt
& erläutert von*
TOBIAS ROTH

VERLAG *Galiani Berlin* **MMXX**



Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der *Verlag Galiani Berlin* zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter www.klimaneutralerverlag.de



2. Auflage 2021

Verlag Galiani Berlin

© 2020, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin

Die Rahmung des Haupttitels (S. 3) stammt aus:

Gregor der Große: *Epistole*. Venedig, Lazzaro de' Soardi, 1504.

Die Rahmung des Vorwortes (S. 13) stammt aus:

Titus Livius: *Decades*. Mit Florus: *Epitoma* und Beigaben von Giovanni Andrea Bussi und Marcantonio Sabellico. Venedig, gedruckt von Filippo Pincio für Lucantonio Giunta, 3.XI.1495.
(GW M18486)

Vor- und Nachsatzblatt zeigen Grottesken aus den Uffizien in Florenz:

Campata 10, Antonio Tempesta und Gehilfen: *Die Erde, die Elemente, die Sonne, der Mond und die Sphärenmusik*.

Campata 26, Alessandro Allori und Gehilfen: *Die Freundschaft*.

aus: Valentina Conticelli: *Le Grottesche degli Uffizi*. Con un contributo di Francesca de Luca. Fotografie di Antonio Quattrone. Giunti Editore. Florenz/Mailand 2018.

Idee & Lektorat Wolfgang Hörner, Moritz Rauchhaus

Innengestaltung Hanne Mandik

Gesetzt aus der Poliphilus und der Blado

Satz Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung Mohn Media Mohndruck GmbH, Gütersloh

ISBN 978-3-86971-205-5

Weitere Informationen zu unserem Programm finden Sie unter www.galiani.de

Inhalt

Vorbemerkung – Die Welt der Renaissance 13

FRANCESCO PETRARCA

Es werde Licht 23

Du klarer und süßer Bach

(*Rerum vulgarium fragmenta* CXXVI) 33

Brief an die Nachwelt 33

Brief an Giovanni Boccaccio.

Nichts Neues im Exil 38

Invektive gegen einen, der schlecht von

Italien sprach (Kapitel v) 38

Über unruhige Träume

(*De remediis utriusque fortunae* II, 87) 39

Über die beschwerliche Berühmtheit des Namens

(*De remediis utriusque fortunae* II, 88) 40

Der grenzenlose Kunst und Weitsicht zeigt

(*Rerum vulgarium fragmenta* IV) 42

Ich sänge derart neue Lieder der Liebe

(*Rerum vulgarium fragmenta* CXXXI) 42

Wenn es nicht Liebe ist, was fühle ich dann?

(*Rerum vulgarium fragmenta* CXXXII) 42

Zur Schützenscheibe hat mich Amor gemacht

(*Rerum vulgarium fragmenta* CXXXIII) 42

Ich finde nicht Frieden und scheue den Krieg

(*Rerum vulgarium fragmenta* CXXXIV) 43

Mein Schiff kreuzt, zum Rand gefüllt mit Vergessen

(*Rerum vulgarium fragmenta* CLXXXIX) 43

Was tust, was denkst du?

(*Rerum vulgarium fragmenta* CCLXXIII) 43

GIOVANNI BOCCACCIO

Der Erzähler und Lexikonautor 45

Kynthos und Kaukasus (*Rime* I, 63) 47

Derjenige, Miseno, nach dem man dich

(*Rime* I, 64) 47

Wenn mich in Baiae der Himmel und das Meer

(*Rime* I, 65) 47

Welcher Liebende wird geliebt?

(*Filocolo* IV, 19/20) 48

Ein Gastmahl von Hühnern und einige

anmutige Worte (*Decamerone* I, 5) 49

Eine Grobheit auf anständige Art und Weise sagen

(*Decamerone* VI, 9) 50

Venus (*Genealogia deorum gentilium* III, 22/23) 52

COLUCCIO SALUTATI

Der Humanist als Kanzler 61

Brief an die Römer 63

Was ein Tyrann ist (*De tyranno* I) 64

BALDASSARRE BONAIUTI

Die Pest von 1348 67

Florentiner Chronik (*Rubrica* 634/635) 68

LEONARDO BRUNI

Die Geißel schwingen 71

Oh nun fort mit dir 72

Vorwort zur Übersetzung der ökonomischen

Werke des (Pseudo-)Aristoteles 73

Vorwort zur Übersetzung von Platons Phaidon 73

Vorwort zur Übersetzung von Platons Phaidros 74

Rede gegen die Heuchler 75

POGGIO BRACCIOLINI

Bücherjagd 83

Brief an Niccolò Niccoli.

Über die Bäder von Baden 86

Brief an Guarino Veronese.

Über die Entdeckung Quintilians 89

Über einen Bauern, der eine Gans zum Marke

führte (*Liber facietiarum* LXIX) 91

Ein Vergleich des Pietro de Eghi

(*Liber facietiarum* LXXXVIII) 91

Über einen Arzt (*Liber facietiarum* LXXXIX) 91

Über einen unanständigen Vergleich mit

lockeren Zähnen (*Liber facietiarum* CCLXXIII) 92

GIUSTO DE' CONTI

Die Geliebte wird irdisch 93

Der Kreis aus Gold (*La Bella Mano* VII) 95

Dies erstaunliche Ungeheuer der Natur

(*La Bella Mano* XXIII) 95

Wer jemals seufzte wegen seiner Liebe

(*La Bella Mano* LVI) 95

Wenn der Abend die Täler in Schatten hüllt

(*La Bella Mano* CIX) 95

ANTONIO BECCADELLI

Wiedergeburt der eleganten Derbheit 97

Über Ursas Kitzler und Nase (*Hermaphroditus* 1, 8) . 98

An Cornutus (*Hermaphroditus* 1, 9) 99

Lob Aldas (*Hermaphroditus* 1, 16) 99

An Leon Battista Alberti. Über Ursas
Ausschweifung (*Hermaphroditus* 1, 19) 99

An Mino. Weigerung, das Buch zu kastrieren
(*Hermaphroditus* 1, 25) 100

Über den dummen Verwalter, der Alda küsste
(*Hermaphroditus* 1, 35) 100

An einen lieben Freund. Bitte um einen Gefallen
in Pistoia (*Hermaphroditus* 11, 13) 100

Aussprüche und Taten des Königs Alfonso
(Auszüge) 101

ARLOTTO MAINARDI

Der Priester als Clown 105

Sprüche und Streiche des Piovano Arlotto
(Auszüge) 105

PAOLO DAL POZZO TOSCANELLI

Der Seeweg nach Osten bzw. Westen 111

Brief an Ferdinando Martinez.
Über den Seeweg nach Osten 112

FRANCESCO FILELFO

Immer reizbar, immer unterwegs 117

An Maemus (*Odae* 1, 2) 119

An Cicco Simonetta (*Odae* IV, 2) 120

Über die Stadt Cremona (*Odae* IV, 7) 120

LEON BATTISTA ALBERTI

Das Universalgenie 123

Der erste Maler 126

Lob des Bettlers (*Momus* 11, 47–59) 126

Über die Malerei.
Widmung an Filippo Brunelleschi 129

Über die Darstellung einer Geschichte
(*De pictura* 11, 40) 130

Brief an Ludovico III. Gonzaga.
Projektvorschlag für Sant’Andrea 131

Der Schriftsteller (*Intercenales* I, 1) 131

Der Hahn (*Intercenales* 11, 3) 132

Das Geld (*Intercenales* 11, 6) 132

Der Reichtum (*Intercenales* 11, 8) 133

Der Efeu (*Intercenales* 111, 6) 133

Verschleiert (*Intercenales* VIII, 3) 134

Villa 137

ENEA SILVIO PICCOLOMINI

Der Humanist als Papst 141

Brief an den Vater.
Über einen natürlichen Sohn 143

Brief an Wilhelm von Stein.
Über Dichtung und Juristerei 146

Brief an Johannes Lauterbach.
Über die Schönheit des Landlebens 148

ALESSANDRA MACINGHI

Hochzeitsvorbereitungen 151

Brief an Filippo degli Strozzi.
Schwierigkeiten, eine Hochzeit einzufädeln 152

Brief an Filippo degli Strozzi. Mehr
Schwierigkeiten, eine Hochzeit einzufädeln 154

LORENZO VALLA

Kampf für und mit Sprache 157

Über die erfundene und erlogene Schenkung
Konstantins. Vorrede 159

Sechs Bücher über die Schönheiten der
lateinischen Sprache. Vorrede 162

VESPASIANO DA BISTICCI

Der Buchhändler 165

Die Lebensbeschreibungen (Auszüge) 166

CRISTOFORO LANDINO

Lehrer von Florenz 171

Über das fast zerstörte Rom (*Xandra* 11, 30) 173

Über Kentauren. Kommentar zu Dante,
Inferno XII, 55–56 177

Er befragt seine innere Unruhe (*Xandra* 1, 14) 179

Grabinschrift für Paolo (*Xandra* 11, 22) 179

Mustersammlung für volkssprachige Briefe und
Antwortbriefe (Auszüge) 179

GIOVANNI PONTANO

Zentralgestirn von Neapel 181

An die Mädchen (*Parthenopeus* 1, 14) 187

Hymnus an die Nacht (*Parthenopeus* 1, 7) 187

Hochzeitslied (*De Amore Coniugali* 1, 2) 188

Freudengesang über die Geburt des Sohnes
(*De Amore Coniugali* 1, 10) 188

Erstes Schlaflied (*De Amore Coniugali* 11, 8) 189

An Batilla, über die Pflege des Majorans
(*Baiae* 1, 14) 189

An Alfonso, den Herzog von Kalabrien
(*Baiae* 1, 16) 189

Ein schwarzes Mädchen spricht (*Baiae* 1, 20) 190

Über die Geschenke Albinos (*Baiae* 1, 32) 190

An Marino Tomacelli (*Baiae* 11, 1) 191

An Luigi Gallucci (*Baiae* 11, 2) 191

Grab des Dichters Marullo. Pontano spricht selbst
(*De tumulis* 1, 14) 192

Grab Giovanni Gioviano Pontanos.
Ein Wanderer und der Ruhm unterhalten sich
(*De tumulis* 11, 62) 192

Über die Bestialität (Auszüge) 193

An Stella (*Eridanus* 1, 7) 195

LUDOVICO CARBONE

Zwischendurch: Ein paar Witze 197

Einhundertdreißig Novellen oder Facezien
(Auszüge) 198

MARSILIO FICINO

Der wiedergeborene Platon 201

Einleitung zu Platons Dialog Ion über den
dichterischen Wahn 203

Allgemeine Vorschrift bezüglich des Essens und
Trinkens (*De Vita* 11, 6) 206

Über Schönheit und Liebe
(*Libro dell'Amore* 11, 1 | 2) 207

FRANCESCO COLONNA

Das große Rätsel 209

Hypnerotomachia Poliphili. Das Einschlafen 211

LUCA LANDUCCI

Das Tagebuch von Florenz 221

Tagebuch Oktober 1450 bis März 1516
(Auszüge) 222

STEFANO INFESSURA

Das Tagebuch von Rom 229

Tagebuch der Stadt Rom (Auszüge) 230

MATTEO MARIA BOIARDO

Mehrsprachige Schäfer 235

Im Singen aller Vögel von Blatt zu Blatt
(*Amorum libri tres* 1, 6) 236

Wer je in seinem Lieben
(*Amorum libri tres* 1, 27) 237

Zurück ist die harte und elende Zeit
(*Amorum libri tres* 1, 45) 238

Die sechste italienische Ekloge 238

Herodia. Die sechste lateinische Ekloge 240

NICCOLÒ ANGELI

Zwischendurch: Ein paar Witze 243

Facezien (Auszüge) 244

LORENZO DE' MEDICI

Zünglein an der Waage Italiens 247

Wenn ein Sonnenstrahl (*Canzoniere* CLXV) 250

Gesang des Bacchus 251

Gesang der Propfer 252

Brief an die Mailänder. Ein Truppengesuch 253

Brief an Ercole d'Este. Politik der Viktualien 253

Brief an Giovanni Lanfredini.
Klage über theologische Intrigen 253

ALDO MANUZIO

Der erste Verleger 257

Vorwort zum Füllhorn der Amaltheia,
August 1496 260

Vorwort zu den Tragödien des Euripides,
Februar 1503 262

Vorwort zur Euripides-Übersetzung des Erasmus,
Dezember 1507 263

LEONARDO DA VINCI

Die exemplarische Ausnahme 265
 Dreizehn kurze Fabeln 268

GIROLAMO SAVONAROLA

Der religiöse Verführer 271
 Predigt über Hesekeiel XL (12. April 1497) 272
 Savonarolas Karneval.
 Ein Brief nach Mailand 278
 Savonarolas Hinrichtung.
 Ein Brief nach Mailand 279

GIROLAMO BENIVIENI

Ein Seismograph in Florenz 281
 Die vierte Ekloge mit dem Titel Nemesis 282
 Die siebte Ekloge mit dem Titel Pico 286

AMERIGO VESPUCCI

Die Neue Welt 291
 Brief an Lorenzo di Pierfrancesco de' Medici.
 Die Neue Welt 293

ANGELO POLIZIANO

Die Fusion von Poesie und Philologie 301
 Mai ist jetzt bereit (*Rime* CXXII) 304
 Amor gibt euch nun kund und zu wissen
 (*Rispetti* I) 304
 Wenn du nur wüsstest (*Rispetti* II) 304
 Seit ich dein schönes Gesicht erstmals sah
 (*Rispetti* XV) 305
 Ich fühle bis in das innerste Gebein
 (*Rispetti* XXVIII) 305
 Wald aus Krätze 305
 Brief an Paolo Cortesi.
 Über Nachahmung und Stil 311
 Kleiner Bericht über die Verschwörung
 der Familie Pazzi 312
 Brief an Lucrezia Tornabuoni.
 Langeweile in der Villa von Cafaggiolo 320
 Unterhaltsame Aussprüche (Auszüge) 321
 Auf den Tod Lorenzo de' Medicis 322

GIOVANNI ANTONIO PETRUCCI

Sonette aus dem Kerker 325
 Die Natur hat kein grausameres Tier erschaffen
 als den Menschen 326
 An den Graf von Carinola, meinen lieben Bruder 326
 Die Fortuna hat mir meinen Besitz genommen,
 aber nicht meine Bildung 327
 Wie die Zeit nichts beständig sein lässt 327
 Vergleiche. An Virbia 327

JACOPO SANNAZARO

Schäfer am Strand 331
 Arcadia (Kapitel VII) 333
 Zum Fest des Heiligen Nazarius,
 dem Geburtstag des Dichters (*Elegiarum* II, 2) .. 337
 Granatäpfel (*Elegiarum* II, 10) 338
 Er ruft die Götter des Waldes zur Grundstein
 legung des Hauses an (*Elegiarum* III, 3) 338
 An Nina (*Epigrammaton* I, 6) 339
 Über die herrliche Stadt Venedig
 (*Epigrammaton* I, 35) 340
 Mein sanftes Feuer, schöner als die Schönen
 (*Rime* XVIII) 340
 Proteus (*Piscatoriae Eclogae* IV) 340

MICHELE MARULLO

Die Götter Griechenlands 343
 An Bacchus (*Hymni Naturales* I, 6) 346
 An Merkur (*Hymni Naturales* II, 8) 347
 Der Sonne (*Hymni Naturales* III, 1) 348
 Dem Mond (*Hymni Naturales* III, 2) 352
 An Antonello Sanseverino, den Fürsten von Salerno
 (*Epigrammaton* I, 12) 353
 Über Amor
 (*Epigrammaton* I, 59) 353
 An Giovanni Pico
 (*Epigrammaton* III, 7) 353
 Über sein Exil
 (*Epigrammaton* III, 37) 354

GIOVANNI PICO DELLA
 MIRANDOLA

Phönix, Komet, Chamäleon 355
 Träume (*Elegia* IV) 361
 Zwei Zöpfe, in krause Knoten geschlungen
 (*Sonetti* II) 362

Amor, glühendes Eis und kaltes Licht (<i>Sonetti v</i>)	362
Wie einer, dem durch das Opium der Mohn (<i>Sonetti XXI</i>)	362
Wenn Amor Flügel hat (<i>Sonetti XXIII</i>)	362
»Wann wirst du, Amor, geboren?« (<i>Sonetti XLVI</i>)	363
Rede über die Würde des Menschen (Auszug)	363
26 Thesen über die Magie, nach eigener Meinung gebildet	364
Heptaplus. Vorwort an Lorenzo de' Medici	365

MARINO SANUTO

Karneval in Rom	371
Ein schwarzes Gastmahl bei Lorenzo Strozzi	372

NICCOLÒ MACHIAVELLI

Politische Praxis mit Antike	375
Ratschläge für einen, der Botschafter wird	379
Gutachten zur Behandlung der aufständischen Ortschaften im Valdichiana	381
Gesang der Schlangenbeschwörer	383
Brief an Luigi Guicciardini. Abenteuer in Verona	384
Brief an Francesco Vettori. Exilalltag in Albergaccio	385

POLYDOR VERGIL

Wer hat's erfunden?	389
Über die Gedächtniskunst (<i>De rerum inventoribus</i> II, 9)	390
Über die Ehe (<i>De rerum inventoribus</i> I, 4)	390

GIROLAMO ANGERIANO

Schneebälle und Malerei	395
An Caelia (<i>Erotopaegnon</i> XVI)	396
Dialog mit einem Maler (<i>Erotopaegnon</i> XLIII)	396
An Caelia (<i>Erotopaegnon</i> LXXI)	396
An Caelia (<i>Erotopaegnon</i> CXIV)	396
Über Caelias Schneeball (<i>Erotopaegnon</i> CXLIII)	396

PIETRO BEMBO

Kardinal und Literaturpapst	397
Priapus (<i>Carminum Libellus</i> VIII)	402
Hymnus auf den heiligen Stephan (<i>Carminum Libellus</i> XX)	403
Lycda	403
Seit vielen Jahren irdische Gestalten (<i>Rime</i> X)	404
Oh himmlisches und reines Bildnis mein (<i>Rime</i> XIX)	404
Asolani (Auszug)	404
Sarca	405

MARIO EQUICOLA

Die Frage der Frau	415
Über die Frauen	416

GIROLAMO MORLINI

Verbotene Novellen	427
Über die Kloakenreiniger, die in der Scheiße Schiffbruch erlitten (<i>Novella</i> XXXIII)	428
Wie sich ein Edelmann als Jesus Christus verkleidete, um eine Dame hereinzulegen (<i>Novella</i> LXIX)	428
Über die Gesandten eines Dorfes, die ein lebendiges Kruzifix kaufen wollten (<i>Novella</i> LXX)	429
Über drei Frauen, die einen wertvollen Edelstein gefunden hatten (<i>Novella</i> LXXXI)	429

LUDOVICO ARIOSTO

Auf der Suche nach Muße	433
Die dritte Satire	436

MICHELANGELO BUONARROTI

Der vergötterte Künstler	445
Einen Kropf hat mir das Elend zugezogen (<i>Rime</i> IX)	448
Der Tag und die Nacht unterhalten sich (<i>Rime</i> XVII)	449
Oh Nacht, oh süße, wenn auch schwarze Zeit (<i>Rime</i> LXXVIII)	449
Wendet sich dein schöner Blick (<i>Rime</i> CXCV)	449
Um wieder zum Ursprung zurückzukehren (<i>Rime</i> CCVII)	449
Brief an Benedetto Varchi. Über den <i>paragone</i>	450
Brief an Giorgio Vasari. Einladung nach Florenz ..	450

BARTOLOMEO CERRETANI

Party gegen Theokratie 453
 Das Gastmahl der Compagnacci 454

GIROLAMO FRACASTORO

Der Arzt und Dichter 457
 An Gian Matteo Giberti, den Bischof von Verona
 (*Carmina* v) 459
 An Francesco della Torre aus Verona
 (*Carmina* viii) 460
 An Gian Matteo Giberti, den Bischof von Verona
 (*Carmina* xxvi) 461
 Zum Begräbnis Matteo Gibertis (*Carmina* lvi) 461

BALDASSARRE CASTIGLIONE

Der Hofmann 463
 An das Mädchen, das am Strand spazieren geht ... 465
 Das Buch vom Hofmann (Auszüge) 465

FRANCESCO GUICCIARDINI

Der politische Skeptiker 469
 Merksätze 471
 Ob es lobenswert ist oder nicht, sich selbst umzu-
 bringen, um die Freiheit nicht zu verlieren oder
 das Vaterland nicht in Knechtschaft sinken zu
 sehen, und ob es ein Zeichen von Geistesgröße
 oder von Feigheit ist 474

RAFFAELLO SANTI

Ideale Malerei und konkreter Denkmalschutz 479
 So wie von den Geheimnissen 481
 Brief an Baldassarre Castiglione.
 Über ideale Schönheit 481
 Brief an Papst Leo x. Über die Ruinen Roms 482

MATTEO BANDELLO

Die Novellen, die die Welt bedeuten 487
 Bruder Francesco gegen die Juden (*Novella* 1, 32) .. 489
 Livio und Camilla (*Novella* 1, 33) 491

VERONICA GAMBARA

Chefin von Correggio 495
 Ich bin nicht frei und hoffe, nie mehr frei zu sein
 (*Rime* vi) 496
 Zwar für Adonis, mehr noch für Mars
 (*Rime* xxv) 496
 Die Erde lacht und von überall steigen
 (*Rime* xxvi) 497
 Den Knoten, der mit himmlischen Händen
 (*Rime* xxviii) 497

VITTORIA COLONNA

Dichterstürstin 501
 Ist auch, Amor, die erste Hoffnung gestorben
 (*Rime Amoroze* xlvi) 503
 Der Wind meiner freudigen Hoffnung brachte
 (*Rime Amoroze* lviii) 503
 Ewiger Vater des Himmels (*Rime Spirituali* xii) ... 503
 Wenn sich der menschliche Geist zum Flug erhebt
 (*Rime Spirituali* lxxvi) 503

CRISTOFORO DI MESSISBUGO

Der Erfinder des Kaviars 505
 Zehn Teller Maccheroni alla Napoletana 506
 Fisch in Salz und auf andre Art 506
 Kaviar, frisch oder haltbar gemacht 506
 Ein häusliches Abendessen 507

PIETRO ARETINO

Der literarische Großunternehmer 511
 Steckt mir den Finger in den Arsch, mein Herr
 (*I XVI Modi* 1, 2) 514
 Ich möchte, wenn ein so erhabner Schwanz
 (*I XVI Modi* 1, 6) 515
 Es würde eine rechte Dummheit sein
 (*I XVI Modi* 1, 8) 515
 Ich will ihn in den Arsch (*I XVI Modi* 1, 10) 516
 Brief an Tizian Vecellio. Das malerische Venedig .. 516
 Genesis (Auszug) 517

ANDREA ALCIATI

Erfinder des Emblems 521
 Emblemata 523

AGNOLO FIRENZUOLA

Die Schönheiten der Frauen 527
 Dialog über die Schönheiten der Frauen (Auszüge) 528

FRANCESCO BERNI

Alles verdreht 535
 Die frommen Pilger gehen nicht mehr (*Rime* LIX) . 536
 Das dünne, struppigstarre Silberhaar (*Rime* XXXI) 537
 Herr Cecco kann nicht leben (*Rime* XXIII) 537
 Zum Lob der Aale (*Rime* VIII) 537

BARTOLOMEO SCAPPI

Der Koch der Päpste 541
 Wie man die Qualität von Olivenöl einschätzt
 und es haltbar macht 542
 Rinderlende auf deutsche Art 543
 Verschiedene Arten, Bärenfleisch zuzubereiten 543
 Wie man auf verschiedene Arten Zungen von
 wilden und zahmen Enten und Gänsen
 anrichten kann 543
 Mittagessen für die zweite Krönung von
 Papst Pius v. 545

BENVENUTO CELLINI

Der monumentale Goldschmied 551
 Jener unsterbliche Gott 555
 Im Kerker 555
 Der Traum des Benvenuto Cellini 556
 Der sacco di Roma (*Vita* I.34) 557

ANTONIO VIGNALI

Geschlechtsteiltheorie 559
 La Cazzaria. Einleitung 560

BENEDETTO VARCHI

Ungeheuer im Spiegel der Wissenschaft 563
 Mit Efeu seine Schläfen rings umgeben
 (*Sonetti pastorali* II) 564
 Wenn meines schönen Giulio Lippen sich
 (*Sonetti pastorali* XLVII) 564
 Ob es Satyrn gibt und was sie sind
 (*Della generazione de' mostri* v) 565
 Ob sich eine Frau in einen Mann verwandeln kann
 (*Della generazione de' mostri* x) 566

ANNIBALE CARO

Zur Bedeutung der Nase 571
 Die Nasiade des Herrn Agresto 572

TULLIA D'ARAGONA

Die rebellische Kurtisane 581
 An Piero Manelli (*Rime* XXXVIII) 584
 An Piero Manelli (*Rime* XLV) 584
 An Piero Manelli (*Rime* LV) 584
 An Bernardino Ochino (*Rime* XXXV) 585

GIORGIO VASARI

Pionier der Kunstgeschichte 587
 Buonamico Buffalmacco (Auszug) 590
 Piero di Cosimo (Auszug) 591
 Fra Bartolomeo (Auszug) 593

LODOVICO DOMENICHI

Kurz vor Ende: Ein paar Witze 595
 Facetie, Motti e Burle (Auszüge) 597

GASPARA STAMPA

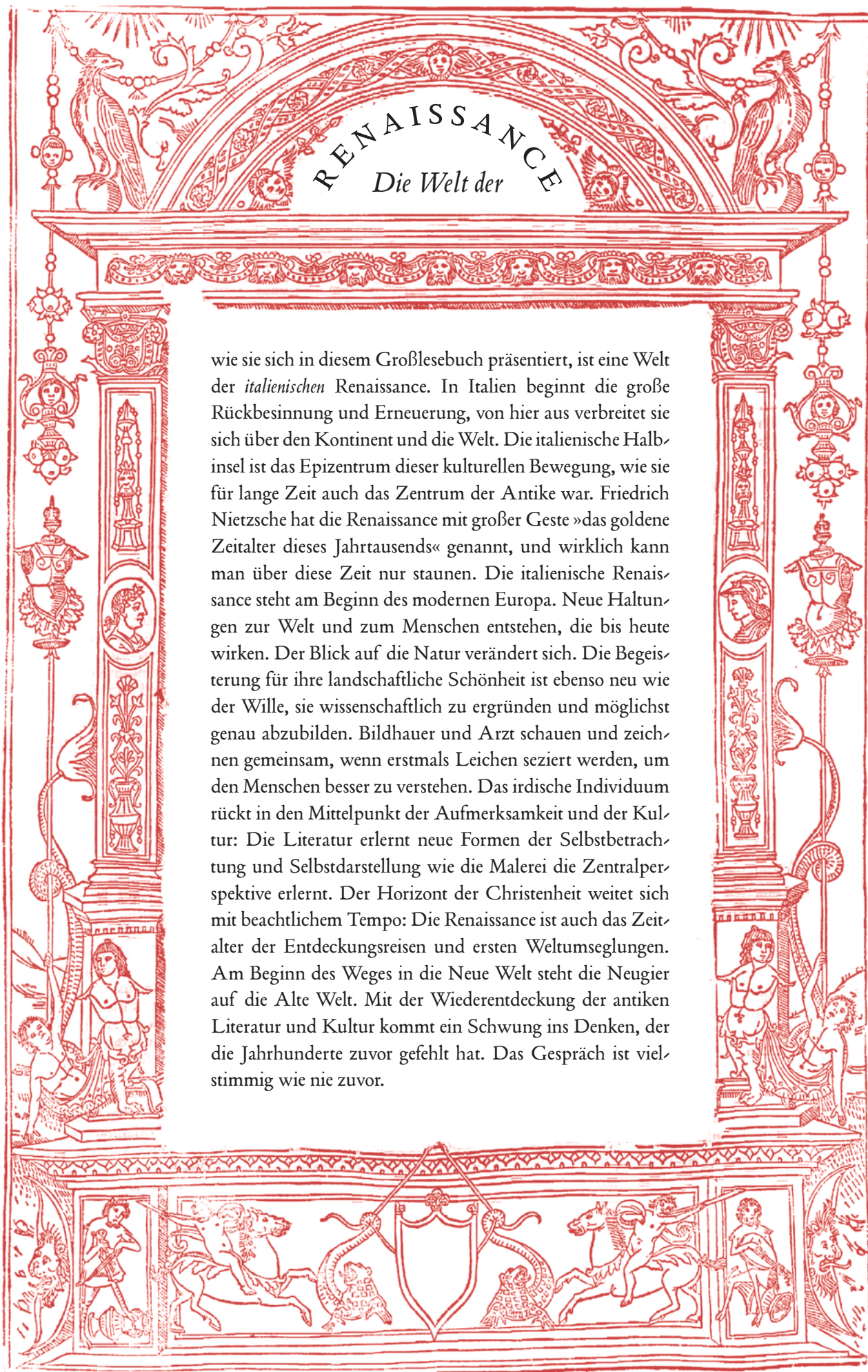
Früh vollendet, spät entdeckt 599
 Ich vergleiche bei mir meinen Herren viel
 (*Rime* v) 600
 Ich beneide euch, Engel im Himmel, nicht
 (*Rime* XVII) 600
 Ich brannte, weinte, sang (*Rime* XXVI) 600
 Da ich, ach, mit ganzem Herzen bei Euch bin
 (*Rime* XCVI) 601
 Oh Nacht, für mich noch seliger und reiner
 (*Rime* CIV) 601

ZUM BESCHLUSS: TORQUATO TASSO

Es war einmal ein goldenes Zeitalter 605
 Aminta. Erster Chor 606

ANHANG

Quellen der Übersetzungen 609
 Verzeichnis der Medaillen 613
 Quellennachweis der Farbtafeln 618
 Personenregister 619
 Sachregister 632




RENAISSANCE

Die Welt der

wie sie sich in diesem Großelexikon präsentiert, ist eine Welt der *italienischen* Renaissance. In Italien beginnt die große Rückbesinnung und Erneuerung, von hier aus verbreitet sie sich über den Kontinent und die Welt. Die italienische Halbinsel ist das Epizentrum dieser kulturellen Bewegung, wie sie für lange Zeit auch das Zentrum der Antike war. Friedrich Nietzsche hat die Renaissance mit großer Geste »das goldene Zeitalter dieses Jahrtausends« genannt, und wirklich kann man über diese Zeit nur staunen. Die italienische Renaissance steht am Beginn des modernen Europa. Neue Haltungen zur Welt und zum Menschen entstehen, die bis heute wirken. Der Blick auf die Natur verändert sich. Die Begeisterung für ihre landschaftliche Schönheit ist ebenso neu wie der Wille, sie wissenschaftlich zu ergründen und möglichst genau abzubilden. Bildhauer und Arzt schauen und zeichnen gemeinsam, wenn erstmals Leichen sezirt werden, um den Menschen besser zu verstehen. Das irdische Individuum rückt in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und der Kultur: Die Literatur erlernt neue Formen der Selbstbetrachtung und Selbstdarstellung wie die Malerei die Zentralperspektive erlernt. Der Horizont der Christenheit weitet sich mit beachtlichem Tempo: Die Renaissance ist auch das Zeitalter der Entdeckungsreisen und ersten Weltumsegelungen. Am Beginn des Weges in die Neue Welt steht die Neugier auf die Alte Welt. Mit der Wiederentdeckung der antiken Literatur und Kultur kommt ein Schwung ins Denken, der die Jahrhunderte zuvor gefehlt hat. Das Gespräch ist vielschichtig wie nie zuvor.

Die Rückbesinnung auf die Antike ist ohne europaweite, ja eurasiatische Vernetzung nicht vorstellbar. Die Einflüsse kommen von überall her. Viele alte Bücher werden aus nordalpinen Klöstern geborgen, wo brave Mönche sie über die Jahrhunderte kopiert und verstaut haben. Unschätzbar ist die Überlieferungstradition des arabischen Kulturraums, der die mediterrane Antike über die Jahrhunderte nicht nur im Regal vergaß, sondern sie aktiv benutzte und weitergab. In Italien verbinden sich diese Einflüsse zu einer neuen, folgenreichen und unabsehbar produktiven Geistesstimmung. Was in Sankt Gallen oder Fulda entdeckt wird, wird von gierigen Lesern in die Toskana geholt, studiert, übersetzt, vervielfältigt, verarbeitet. Der alte Text verwandelt sich vom kostbaren, aber stummen Gerümpel in eine Autorität. Die Städte Italiens, Flickenteppich fruchtbarer Konkurrenzen, beginnen mehr und mehr, das verstreute Wissen an sich zu ziehen und zu sammeln. Die Suche nach den Originalen setzt ein, um zur Quelle zu gelangen und die Eingriffe der jüngeren Vergangenheit in die Überlieferung loszuwerden. Nach jahrhundertlangem Vergessen beginnen antike Texte wieder in das Denken der Menschen einzugreifen. Sie werden wiedergeboren.

Das neue geistige Interesse und der wirtschaftliche Aufschwung des 14. und 15. Jahrhunderts erhalten unschätzbaren praktischen Vorschub durch Innovationen, die man (geordnet in die üblichen Schubladen) dem Spätmittelalter zuordnen kann: Die Europäer lernen im Laufe des 13. Jahrhunderts das Rechnen mit arabischen Zahlen, was sich vor allem der Transfer- und Vermittlungsleistung Leonardo Fibonaccis verdankt und was seine Wirkung auf die Wirtschaft nicht verfehlt. Das Verhältnis zur Zeit verändert sich, es wird rationaler und funktionaler, denn das Aufkommen des mechanischen Uhrwerks ermöglicht ihre Bemessung und Vergleichbarkeit. Die erste öffentliche Uhr in Florenz beginnt 1325 zu ticken. In diesen Jahren kommen auch die ersten Kanonen in Gebrauch. Zudem fegt 1348 der Schwarze Tod durch Europa: Die Pestwelle, deren radikale Auswirkungen in Florenz  Baldassare Bonaiuti beschrieben hat, rafft in kürzester Zeit ein Drittel der Bevölkerung dahin, Arm und Reich, mächtig und machtlos, quer durch die Gesellschaft. Alte Sicherheiten werden verunsichert, die sozialen Verhältnisse kommen in Bewegung. Die Renaissance wird eine beispiellose soziale Dynamik entfesseln: Kaufmanns- und Bankiersfamilien werden zu Herrschern und steigen in den Adel auf, Söldnerführer auch niederster Herkunft bringen große Territorien unter ihre Kontrolle und gründen Herzogtümer, Habenichtse arbeiten sich durch Bildung zu Ratgebern der älteren wie neueren Eliten hoch. Das Tempo der politischen Veränderungen ist rasend schnell, so steil wie die Höhenflüge sind auch die Abstürze; das Füh-

rungspersonal ist, verglichen mit dem heute Üblichen, oft genug blutjung. Für das geistige und literarische Leben aber sind zwei Dinge von größter Bedeutung, die seither nicht mehr wegzudenken sind: das Papier, das den ungleich teureren Schriftträger Pergament ablöst, und die Brille, die die Lebenslesezzeit eines Menschen sprunghaft erhöht. Beides trägt grundlegend zur Veränderung der Gesellschaft durch Wissen, durch fixierte Information bei, und beides taucht um das Jahr 1300 in Italien auf.

Die Renaissance ist eine Epoche des Buches. Dasjenige, was in ihr wiedergeboren wird, die Antike erst Roms, dann auch Athens, Konstantinopels und Jerusalems, findet sich in Büchern. Erst nachdem die Bücher die Neugier auf die Antike gründlich entzündet haben, beginnen die Grabungen, um auch Artefakte der Antike zum Sprechen zu bringen. Auch die steinernen Zeugen aber sind in erster Linie Schriftträger. Mit leidenschaftlicher Neugier werden Inschriften gesammelt, erst in Italien, dann auch im östlichen Mittelmeerraum. Inschriften enthalten wichtige historische Informationen # aber sie geben auch Aufschluss über Orthographie und Typographie. Auch diese Aspekte des Schreibens und der Schrift werden erfasst, erforscht und dem eigenen, praktischen Gebrauch anverwandelt.

Viele Bücher werden neu entdeckt, um deren Existenz seit Jahrhunderten niemand mehr wusste. Alle Bücher aber werden neu gelesen, mit einer neuartigen Perspektive, Fragestellung und Skepsis. Privatbibliotheken wie auch Universitäten nehmen an Zahl und Größe zu. Die Verfügbarkeit und Präsenz von Büchern, über das Kloster und den Palast hinaus, ist ein Unterschied zum vorhergehenden Zeitraum, der erst jetzt, durch die abschätzigste Rede der Humanisten zum Mittelalter wird, zur Phase des Dunkels und des Todes, ohne den es keine Wiedergeburt geben kann bzw. muss. Der Impuls des Forschens verbindet sich mit dem Impuls des Produzierens und der Selbstversicherung. »Viel Büchermachens ist kein Ende«, heißt es in einem einflussreichen Text der Antike, der Bibel, und wo mehr gelesen wird, wird auch mehr geschrieben.

Diese neue Masse an Geschriebenem, dem Papier und der Brille sei Dank, verändert das Leben, von der Staatsverwaltung bis zur Spiritualität. Fernkommunikation nimmt rapide zu, Vernetzung ohne Sprachbarriere umfasst den lateinischen Westen Europas. Eine entscheidende Bedeutung im Geflecht aus Neugier, Internationalismus und Überzeitlichkeit kommt dem Lateinischen zu, das seit der Antike nicht aufgehört hat, Verkehrssprache zu sein. Von stiller Lesestube zu stiller Lesestube entspinnen sich Korrespondenzen – nach dem Muster antiker Briefsammlungen, die jetzt entdeckt und gelesen werden, zugleich freundschaftlich und öffentlich. Plötzlich kön-

nen wir, heute, mehr von seit Jahrhunderten toten Menschen lesen und erfahren als je zuvor. Die Renaissance ist gesprächig. Sie liebt das Gespräch, wie sie das Lesen liebt. 📖 Francesco Petrarca beschreibt die Freude, die ihm der schiere Akt des Schreibens bedeutet. Er verfasst nicht nur einen Brief an uns, die ihm unbekannte Nachwelt, er schreibt auch Briefe an die Vorzeit, an Autoren der römischen Antike, von denen bis heute keine Zeile überliefert ist. Nicht zuletzt ist sich Petrarca, der die große Pest von 1348 überlebt, durchaus bewusst, dass sich ein gewaltiger Umbruch ankündigt und er daran teilhat: Sein Standpunkt, schreibt er, liegt auf der Grenzlinie zwischen zwei Völkern, indem er gleichzeitig in die Zukunft und in die Vergangenheit schaut, nach vorne und nach hinten, *simul ante retroque prospiciens*.

Die Hingabe an die Schönheit menschlichen Denkens und Sprechens wird wortreich zelebriert. Die meisten Humanisten schreiben unzählige Werke, sie sind Vielschreiber. Alles, was aus den alten Büchern und der Welt gesogen wird, wird in neue Bücher für die Welt zurückgeführt. Der Großartigkeit eines Werkes tut es kaum Abbruch, wenn es nicht fertig wird. Andre Epochen mögen großartige Vollender und Vollstrecker vorweisen, die Renaissance glänzt durch ihre grandiosen Anfänge und Beginne. Neues wird geplant und vielleicht nicht abgeschlossen, Schritte ins Neuland gehen schief, Missverständnis wird Treibstoff. Viele Humanisten sind nicht zuletzt Virtuosen der Selbstüberforderung. Mit ihrem Optimismus und Größenwahn stellen sie sich Aufgaben, schieben sie Entwicklungen an und stellen sie Ansprüche auf, die einzuholen Jahrhunderte erfordern wird. Man kann das visionär nennen oder übermütig – in jedem Falle zeugt es von der enormen Energiefreisetzung, die auf die Fusion von Antike und jeweiliger Gegenwart immer wieder, geradezu zuverlässig, folgt.

Auch das Publikum wächst währenddessen. Der Hunger auf die neue und die neue alte Literatur erzeugt eine Nachfrage nach Büchern, die schließlich zum Buchdruck führen wird. Zwar gibt es auch davor ein literarisches Leben, aber die Breite und die Geschwindigkeit des Informationsaustausches, die das gedruckte Buch ermöglichen wird, sind dennoch revolutionär. Der Buchdruck gehört, wie auch Universitäten und Schulen, zum Humanismus, er begleitet, verstärkt und vervielfältigt diese kulturelle Bewegung.

*


Der Motor der Renaissanceliteratur ist die Nachahmung von Vorbildern. Doch die Humanisten ahmen nicht alles nach, was sie lesen. Die Texte des Mittelalters, vom Kräuterbuch bis zur scholastischen Philosophie, sind nicht verschwunden, sie werden weiterhin gelesen und gelehrt. Die Liebe der Huma-

nisten aber gehört der lateinischen Klassik, grob dem ersten Jahrhundert vor und nach Christi Geburt, sie ist das stilistische und inhaltliche Vorbild. Das Latein des Mittelalters oder des Nordens, wo es noch in alternativlosem Gebrauch ist, ist den italienischen Gelehrten einfach zu hässlich, zu *gotisch*. Die alte Sprache wird durch philologische Erschließungsarbeit ebenso wie durch praktischen, nachahmenden Gebrauch gewissermaßen kernsaniert, um das zurückzugewinnen, was für ihren ursprünglichen Glanz gehalten wird. Die Beharrung auf der Schönheit der Rede fördert auch das Augenmerk für den Individualstil, der den technischen Stil einer Kaste oder Gemeinschaft, etwa der Pariser Universität, ablösen wird.

Die Leidenschaft des Lesens und Schreibens macht beim Studium des Vorliegenden nicht halt. Bücherjäger schwärmen aus, um noch mehr von dieser kostbaren alten Literatur aufzuspüren. Zuweilen bedeutet die Wiederentdeckung eines einzelnen Buches die Wiederentdeckung eines ganzen Weltentwurfes oder einer kompletten Disziplin – etwa der philosophische Materialismus, den Lukrez lehrt, oder die antike Architekturtheorie, die mit Vitruv gefunden wird. Der Großteil der antiken Texte begegnet den Humanisten in mittelalterlichen Abschriften, die in Klöstern aufbewahrt und nun wieder ans Licht gezogen werden. Aber es gibt auch Ausnahmen, erstaunliche Kontinuitäten, vor allem bei Schülern wie Cicero und Vergil, die nie vergessen waren. Aus dem Altertum erhaltene Codices sind Unikate von höchster Seltenheit, erheblichem Wert und mit teils abenteuerlichen Biographien. Der sogenannte *Vergilius Vaticanus* etwa ist ein Codex aus Pergament mit Werken Vergils, der im frühen 5. Jahrhundert in Rom geschrieben und mit zahlreichen Illustrationen versehen wird. Im 9. Jahrhundert ist der Codex in einem Kloster in Tours greifbar, verschwindet dann aber wieder für Generationen. Ein anonymes französisches Humanist hinterlässt Anfang des 15. Jahrhunderts Spuren seiner Textarbeit und Textbearbeitung. Im Lauf dieses Jahrhunderts muss der Codex wieder nach Italien gekommen sein, er befindet sich zwischenzeitlich im Besitz 📖 Giovanni Pontanos. Kurz nach der Wende zum 16. Jahrhundert werden die Illustrationen des Codex von 📖 Raffaello Santi und seinem Kreis in Rom studiert, bevor er in die Bibliothek 📖 Pietro Bembo kommt. Von Bembo Erben wird der Codex verkauft und schließlich wiederum an die Kirche vererbt: Seit dem Jahr 1600 liegt er in der Bibliothek des Vatikans, die ihm seinen Namen gegeben hat. Im Laufe seines bisherigen Lebens hat der *Vergilius Vaticanus* etwa zwei Drittel seines Umfangs eingebüßt. Wie das einzelne Buch beschädigt oder zerstückelt ist, so auch die ganze Welt der antiken Literatur. Zwar können die Bücherjäger wichtige Erfolge verbuchen, aber in vielen entdeckten Büchern werden andere Bücher erwähnt, die verloren sind

und verloren bleiben. Mit den Entdeckungen wächst auch das Bewusstsein des Verlustes, des unüberbrückbaren Abstandes. Nach einigen Generationen humanistischer Arbeit liegt im Lauf des 16. Jahrhunderts der wichtigste Teil dessen, was wir auch heute noch als das Überbleibsel der Antike bezeichnen, gedruckt vor.

Bei aller Begeisterung für die Antike aber gibt es auch regionale Traditionen der Dichtung in der Volkssprache, dem *volgare*, wie das ältere, stark von Dialekten geprägte Italienisch auch genannt wird. Volkssprachige Liebesdichtung wird ebenso weiter gepflegt wie erzählende Literatur in Versen, von Ritterromanen und Heiligenlegenden bis zum wohl berühmtesten Beispiel, der *Commedia* Dante Alighieris, der bereits in der Renaissance den Rang eines Klassikers besitzt. Die regionale italienische und die antikisch-internationale lateinische Kultur stehen in einem dynamischen Verhältnis zueinander, sie beeinflussen sich gegenseitig, sie werden von einer gemeinsamen Kultur getragen.

In der grundlegenden Zweisprachigkeit dieser Literatur drückt sich die einzigartige Verbindung von Kontinuität und Erneuerung aus, die die Renaissance so faszinierend macht. Das Verhältnis der beiden Sprachen zueinander ist nicht statisch: Das 14. Jahrhundert erlebt mit Dante, Petrarca, Boccaccio und vielen anderen eine Blüte des *volgare*, das damit seine Würdigkeit als Literatursprache erweist. Dem gegenüber steht, bereits bei Petrarca, Boccaccio und ihren Schülern selbst, die Hochschätzung des alten, antiken Latein, das durch den Gebrauch der Humanisten zum *modernem* Latein wird und in seinem Sprachprestige unerreicht ist. Die Humanisten des 15. Jahrhunderts schreiben nicht einfach *immer noch* Latein, sondern *schon wieder*. Dieser toten, aber überaus lebendigen Sprache vertrauen sie nicht nur die wichtigsten und höchsten Dinge an, sondern auch die progressivsten und experimentellsten. Zum Beginn des 16. Jahrhunderts schließlich entwickelt sich, vor allem entlang der Ideen  Pietro Bombos, eine Art *volgare*-Klassizismus, der die Diskussion um ein einheitliches Schriftitalienisch dominiert: Die Sprache Petrarcas und Boccaccios, ihrerseits inzwischen jahrhundertealt, wird zu einer künstlichen, künstlerischen Norm und Normalität wie das Latein Ciceros. Die Renaissance steht gleichsam mit einem Fuß auf der Erde, mit einem im Himmel, mit einem in der Gegenwart und einem in der Antike, mit einem in der Volkssprache und einem im Lateinischen.

Wenn die Humanisten mit Hingabe und teils pedantischer Treue die Antike in ihren Schriften nachahmen, das ganze Gattungsspektrum abarbeiten und ihre Selbstaussprache in ein Jahrtausendaltes Idiom packen, dann darf man doch das Maß an Freiheit und Erfindung nicht unterschätzen. Die Autoren

gehen spielerisch und selbstsicher mit der Antike um. Sie kennen ihr Material intim, sie haben es schließlich selbst abgeschrieben, vielleicht mehrmals, und dabei ihre Fassung selbst hergestellt. Sie kennen keine museale Distanz. Die alten Texte werden repariert und ergänzt, mit Erfahrung, Augenmaß und nach ästhetischem Empfinden, sie werden neu kommentiert, erklärt, zugänglich gemacht. Manche Tendenzen werden radikalisiert, andere ausgeblendet, manche übersehen. Manches wird missverstanden, vieles falsch datiert oder einem falschen Urheber zugeschrieben. Noch bevor ein Dichter der Renaissance auf sein Material losgeht, um es in einem neuen, eigenen Text nachzuahmen, ist es von *seiner* Kultur bereits vorverdaut.

Der Vergleich mit Verdauungsvorgängen mag krude erscheinen, aber in genau diesem Vokabular theoretisieren die Humanisten ihr eigenes literarisches Tun. Das schönste Denkbild hierfür ist die Biene. In dem großen Garten, dessen Vielfalt aktiv begärtnert wird, fliegen die Bienen zu den verschiedenen Blüten, den verschiedenen Werken der Antike, bewegen sich dabei durch *ihre* Welt und machen daraus schließlich *ihren* Honig. Dieses poetische Wappentier ist von den Humanisten, wie könnte es anders sein, aus der Antike zitiert.

Die Vorbildwirkung des Altertums erzeugt neue Freiheiten, neue Themen, Formen und Vorgehensweisen. Aus der Antike kommen nicht nur Metaphysik, Medizin, Geographie, Kosmologie, Jurisprudenz und Mechanik auf höchstem Niveau, aus der Philosophie und der Dichtung kommen auch die Hochschätzung des irdischen und sozialen Individuums und der Anspruch an seine Freiheit im Denken und Handeln. Streng sind die Forderungen des Tugendkatalogs, die den Einzelnen zu einem Teil der Gesellschaft bilden sollen. Auch die Hochschätzung des öffentlichen Amtes und der militärischen Stärke kann sich auf die Antike berufen, die bewundernde Skepsis für unternehmerischen Erfolg und eine Vorliebe für klar begründete Regeln und Werte, für Ordnung, Struktur und Hierarchie. Doch aus der Antike kommen ebenfalls respektlose Satiren und Komödien, drastische Emotionalität und Fleischlichkeit, die Feier des Tyrannenmörders und beunruhigende Religionskritik. Da zündet plötzlich der Triumphalismus der antiken Millionenstadt Rom in einem mickrigen Stadtstaat, da liest man plötzlich Liebesdichtung aus einer Welt ohne Sünde. Die Beschäftigung mit der bunten Vielfalt der Überlieferung stärkt das Selbstbewusstsein der Autoren, sich auf Augenhöhe in überzeitlichen Gesprächen zu bewegen, der eigenen Meinung und Stimme zu vertrauen. Die Ansprüche steigen: der Antike nachzueifern, ihr gleichzukommen, sie zu übertreffen suchen.


Solch akribische, nimmersatte Neugier im Blick auf die ferne Vergangenheit und spielerische, kunstvolle Selbstsicherheit im Blick auf die nahe Zukunft kennzeichnet nicht nur die

Dichter und Literaten. Das Täterprofil *Humanist* ist auf keine bestimmte Disziplin beschränkt. Auch Philosophen, Juristen, Ärzte, Politiker, Militärs oder Theologen zelebrieren die neue Art, zu lesen und zu schreiben, sich selbst und die eigene Disziplin zu betrachten, sich selbst und die eigene Disziplin in der Antike wiederzufinden. Oft genug sind die eben genannten »Berufe« in einer Person vereinigt. Überall wird die Antike zum stillen Gegenüber des Selbstgesprächs.

Die kleinen, ambitionierten Fürstentümer und Stadtstaaten der Halbinsel stehen in steter Konkurrenz miteinander und fördern die Mobilität der Künstler und Humanisten. Pendelnd zwischen Neapel und Mailand geraten diese nicht nur in immer neue fruchtbare Konstellationen, sondern schweißen auch den Kulturraum zusammen, den ihre Pfade durchziehen. Die Familien, die die unzähligen kleinen Staaten der Halbinsel beherrschen, sind zumeist noch neu an der Macht – verglichen mit dem alten Adel, den sie verdrängen. Der schnelle Aufstieg so mancher Familie geht auf das schnelle Geld zurück, das mit Fernhandel und Kreditwirtschaft gemacht wird. Geld- und Bankgeschäfte profitieren erheblich von der Technik der doppelten Buchführung, die im 14. Jahrhundert aufkommt, und dem Gebrauch des Wechsels, eines Wertpapiers, das nicht nur den beschwerlichen und gefährlichen Transport von Metallgeld erübrigt, sondern auch das religiös fundierte Zinsverbot aushöhlt. Der frühkapitalistische Reichtum durchdringt die Politik der Stadt, in der das Stammhaus einer Familie steht, zugleich entsteht ein Netz von Handels- und Bankfilialen, durch das italienische Familienbetriebe oder Gesellschaften von ganz Europa in vielerlei Hinsicht profitieren. Über dieses Netz laufen Wechsel, gleichsam Papiergeld, und Informationen mit hoher Geschwindigkeit. 1484 etwa wird in der Nähe von Brescia am 7. August ein Friedensvertrag geschlossen und schon am 9. August werden entsprechende Feierlichkeiten in Florenz abgehalten.

Die neuen Familien an der Macht setzen in hohem Maße auf die Künste und die Literatur, um ihren Herrschaftsanspruch zu demonstrieren und zu legitimieren. Sie tragen kostbare Sammlungen in ihren Palästen und Villen zusammen, sie stiften und fördern aber auch zivile und religiöse Einrichtungen und Bauwerke. Sie setzen dabei auf die Künste, die genauso neu sind wie sie. Die Humanisten machen sich unentbehrlich: Sie konstruieren Stammbäume, die bis in die Antike reichen, sie entwerfen gelehrte und rühmende Bildprogramme für Maler und Bildhauer, sie schreiben Zeitgeschichte aus der vorteilhaften Perspektive und feiern die Erfolge ihres Patrons mit tönenden Versen. Der Beweis für die Kraft der Literatur, über die sie gebieten, kommt wiederum aus der Antike selbst: Die Dichtkunst, nicht etwa das Gold oder das Schwert, hat

den Fürsten und Feldherrn der fernen Vergangenheit ewiges Leben verliehen, so viel steht fest. Diese *gloria* und Größe wird in Aussicht gestellt und oft genug mit staunenswerter Kreativität eingelöst. Aber das neue Geld fließt nicht nur in die Kultur. Durch das Söldnerwesen wird finanzieller Wohlstand in militärische Macht übersetzbar. Auch durch den riskanten, aber hochrentablen Beruf des Söldnerführers, des *condottiere*, steigt so manches Glückskind auf wie ein Komet. Ist der *condottiere* dann oben angekommen, braucht auch er dringend einen Stammbaum, einen Freskenzyklus, ein Epos.

Der wirtschaftliche und kulturelle Aufschwung in Italien zieht unternehmungslustige Menschen aus ganz Europa an. Von den Malern aus dem Norden lernen die Italiener die Ölmalerei und Komponisten aus dem franko-flämischen Raum geben buchstäblich den Ton an. Die Musik für die Weihe des Florentiner Doms Santa Maria del Fiore steuert etwa Guillaume Dufay aus Cambrai bei. Aus Deutschland kommt die handwerkliche Technik des Buchdrucks, aber auch die kaufmännische Expertise, die ein Vertriebsnetz für dieses bahnbrechend neue Produkt, das gedruckte Buch, aufbaut. Nicht nur die lateinische Sprache trägt zur europaweiten Vernetzung bei, auch der katholische Klerus ist eine europäische Institution mit Zentrum in Italien. So ist etwa  Baldassare Castigliones *Buch vom Hofmann*, das als einer der Höhepunkte italienischer Renaissancekultur gilt, dem portugiesischen Humanisten und Kardinal Miguel da Silva gewidmet. Künstler des Nordens begeben sich in den Süden, um zu studieren, Eindrücke zu sammeln und die neuen Entwicklungen der Kunst, die »antigisch Art«, wie der wichtige Vermittler Albrecht Dürer schreibt, wieder zurück über die Alpen zu bringen. Die Kulturtechnik *Italienreise zu Bildungszwecken* wirft ihre Schatten voraus. Überaus wichtig ist die Präsenz griechischer Gelehrter und Lehrer, die erst nach Italien abgeworben werden und später vor dem Wachstum des Osmanischen Reiches nach Italien flüchten. Italien wird zum Reaktor internationaler Inhalte und Talente. Oder, wie es mir ein begeisterter *professore* einmal, allumfassend und nicht nur auf die Renaissance bezogen, deklamierte: Die Nudel aus China und die Tomate aus Amerika treffen sich in Neapel und finden dort ihre vorherbestimmte Vollendung.

Nach und durch Italien führen auch die befestigten Straßen Roms, ein unschätzbares antikes Erbe des täglichen Gebrauchs, auch nach Jahrhunderten der Benutzung noch konkurrenzlos. Auf diesen Straßen wälzen sich Pilgermassen aus aller Herren Länder, um in Mantua oder Rom ans Ziel zu gelangen oder sich über Venedig ins Heilige Land einzuschiffen. Die Pilgerwege sind auch Handelswege, und wo sich Menschen und Waren bewegen, bewegen sich Gedanken und

Kulturen immer mit. Das gilt auch für die Heerstraße: Die Armeen des Nordens, etwa Frankreichs, bringen nicht nur Zerstörung, sie führen auch Kunstwerke und Künstler mit sich fort. Viele Humanisten bereisen in ihrer Rolle als Diplomaten eines Fürsten oder der Kirche den Norden, Westen oder Osten, 📖 Francesco Filelfo kommt über Konstantinopel nach Krakau, 📖 Polydor Vergil wirkt lange in England. Die Wiedergeburt der Antike, als Stil der herrschaftlichen Repräsentation ebenso wie als ästhetisches Programm, erfasst nach und nach ganz Europa. Erasmus von Rotterdam, einer der wichtigsten Multiplikatoren der humanistischen Bewegung, bringt sich und seine Bücher erst nach Venedig, dann nach Basel.

*

Die Humanisten wollen zurück zu den Quellen, den Urtexten der christlichen Religion, der Rechtsprechung, Medizin, Philosophie und Dichtung, sie wollen ihre eigene Urteilsfähigkeit schulen und sich von den herrschenden nachantiken Autoritäten frei machen. Sie feiern den sprach- und vernunftbegabten Menschen und versuchen, den Erfahrungsschatz der Jahrtausende möglichst vernünftig zu erschließen und für ihre Gegenwart nutzbar zu machen. Aber die Humanisten sind keine Aufklärer, wenn es auch zuweilen den Anschein haben kann, wenn sie auch vieles vorbereiten, was Aufklärung möglich machen wird. Zwar werden unzählige Mythen und Gewissheiten demontiert – so entlarvt etwa 📖 Lorenzo Valla durch sprachliche Analyse die sogenannte Konstantinische Schenkung, ein Fundament des weltlichen Machtanspruchs der Kirche, als Fälschung. Aber an die Stelle der alten Mythen treten keine klare Systematik, keine Methode, sondern neue Mythen, Thesen und Versuche. Die Dichter und Philosophen der Renaissance sind unvernünftig, verspielt, streitsüchtig, abergläubisch. Der Himmel über ihnen besteht aus Kristallschalen, mit denen sich Sonne, Mond und Sterne um die Erde drehen, Dämonen und Engel bevölkern alle Winkel der Welt, und die Unzufriedenheit des Richtergottes ist ein echter Angstfaktor.

Das neue Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen führt auch zu extremen Gewissheiten, die sich in krasser Gewalt entladen. In Italien herrscht geradezu permanent Krieg, ob regional oder international. Religiöser Fanatismus und Konfessionskriege, Hexenverfolgung und Zensur gehören nicht zum Mittelalter, sondern zur Renaissance. Im Guten wie im Bösen macht diese Zeit keine halben Sachen, sie ist extrem, faszinierend und schrecklich in vieler Hinsicht. Zur Denk-, Rede- und Gewissensfreiheit des Einzelnen gehört der gewaltbereite Fanatismus, zur weltoffenen Neugier, die auf die Ozeane treibt, gehört die umstandslose Ausbeutung und Unter-

werfung alles dessen, was entdeckt wird, zum Erfindergeist gehören Kriegsmaschinen. Hatten die Scholastiker einst in gelehrten Universitätsdebatten erörtert, wie viele Engel auf eine Nadelspitze passen, wird die späte Renaissance ähnlich luftige Fragestellungen auf dem Schlachtfeld austragen. Auch muss man mit der Lupe Erwähnungen des Umstandes suchen, dass ganz selbstverständlich Sklaven besessen werden. Es herrschen extreme Gleichzeitigkeiten. Auf dem Konzil von Konstanz (1414–1418) werden einerseits Jan Hus und Hieronymus von Prag als Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrannt, andererseits findet ein Beobachter dieses Geschehens, der päpstliche Sekretär 📖 Poggio Bracciolini, für Hieronymus überaus rühmende Worte, weil er bei seiner Hinrichtung antiken Geistesheroen an Größe und Standhaftigkeit gleichzukommen scheint. Solche Szenen, in denen sich verschiedene Extreme des Menschen zeigen, machen die Renaissance so faszinierend und die Beschäftigung mit ihr so aufschlussreich.


Die Tugenden der Mäßigung und der Standhaftigkeit werden beständig und von den unterschiedlichsten Stimmen gepredigt – denn tatsächlich wird an den Schreibtischen wie auf den Baustellen Maßlosigkeit zelebriert. Die Kinder des 15. Jahrhunderts haben das Selbstbewusstsein erworben, selbst den Petersdom in Rom abzureißen und neu zu bauen. Unvernünftig und verträumt, rücksichtslos und reizbar mögen sie sein, vielleicht aber sind sie genau deshalb auch in ihrer Menschenbegeisterung und Zuversicht, ihrem Kult der Freundschaft und der Schönheit unübertroffen. Der Mensch, nach dem der Humanismus sich nennt, ist voller Rätsel und Unklarheiten, irgendwo zwischen Engel und Tier, ein *magnum miraculum*, ein großes Wunder. Mit vollstem Vertrauen folgen die Humanisten den Stimmen der Antike, wenn sie das Menschliche erforschen, Aufschluss suchen in menschlichen Dingen. Ihre Antworten geben sie oft genug nicht mit einem Begriff, einem Maß, einem Mustermann, sondern mit mehreren Dutzend Novellen, mehreren Hundert Liebesgedichten oder mit Dialogen aus vielen Stimmen, deren Summe nicht vorgerechnet wird. Sie sind verführbar, poetisch, fasziniert vom Einzelnen und von der Einzelheit.

Alle Rede muss schön sein, nicht nur die der Dichtkunst, sondern auch die der Philosophie und der Geschichtsschreibung, der Diplomatie und der Meditation. Wie sollte auch die Wahrheit nicht schön sein? Es ist bezeichnend, dass mit Petrarca auch der antike Brauch der Dichterkrönung erneut auflebt und zu einer kulturellen Institution wird. Die Begeisterung für Rhetorik, die nach Wirkabsichten und Schönheitsregeln geordnete Rede, ist eine europäische Kontinuität: Das fälschlicherweise Cicero, dem zumeist unumstrittenen König der Beredsamkeit, zugeschriebene Lehrbuch *Rhetorica ad He-*




rennium ist das am zahlenstärksten durch das Mittelalter gekommene Werk der Antike.

Wenn die Humanisten mit Vorliebe nicht einfach *Venus* sagen, sondern gelehrter und gesuchter *Cytherea* oder *Acidalia*, dann spricht daraus nicht nur hergebrachte Rhetorik und Stolz auf die eigene Bildung. Es wird auch eine Gefolgschaft demonstriert, die sich zur antiken Literatur bekennt – die Texte, in denen man sonst Worte wie *Cytherea* oder *Acidalia* finden kann. Je enger, je präziser die Nachahmung oder das Zitat, umso deutlicher die Positionierung. So wird eine Welt der Vergangenheit hereingeholt, die nur noch in Büchern existiert, und eine Gemeinschaft in der Gegenwart gebildet.



In diesem Kult des Wissens, der uns an manchen Stellen pompös oder elitär vorkommen mag, drückt sich das Ständebewusstsein einer neuen Art geistiger Arbeit aus. Der lebendige Gebrauch vervielfältigt und erhält die Überreste der Antike, die die Humanisten gerade erst mit Not und Anstrengung dem Vergessen entrissen haben. Neugier und Lernwille sind entscheidende Werte. Es ist keine Schande, etwas nicht zu wissen; es nicht wissen zu wollen aber schon. Entsprechend arbeiten die Humanisten seit der ersten Generation an Nachschlagewerken und Kompendien, an Lernhilfen und Kommentaren, engagieren sie sich in privaten oder öffentlichen Schulen und Universitäten. Der Stolz auf die Bildung folgt auf das Erlebnis, dass Bildung den Menschen verändert, und zwar zum Besseren. Die Humanisten sind unbeirrbar Optimisten der Bildungsfähigkeit und Selbstveredelung des Menschen. Die Begeisterung für und das Vertrauen in Kultur in jenem alten und weiten Sinn, der von der Landwirtschaft bis in die Metaphysik reicht, ist grenzenlos.

Da dem Menschen alles zuzutrauen ist, gilt es umso sorgfältiger auszuwählen und abzustimmen, was er wann lernt. Die größte Bedeutung besitzt die Literatur. Der große Dichter und Lehrer  Giovanni Pontano brachte es auf den Punkt: »Denke immer daran, dass das Studium guter Bücher in sich alles Wissen um alle Tugenden vereinigt. Kein Teil davon ist lobenswerter und für die Angelegenheiten der Menschen hilfreicher als jener, der sich ganz mit dem Menschen und der Menschlichkeit beschäftigt, unsere Regungen besänftigt und unsere Geister zu einem friedlichen und gutherzigen Zusammenleben anleitet. Nichts trägt so viel dazu bei, die rohe und menschenunwürdige Gewalt zu beherrschen und uns die Grausamkeit auszutreiben, als die Literatur, und zwar besonders jene, die von der Menschlichkeit selbst ihren Namen herleitet.« Mit diesem optimistischen Ausblick auf die Selbstgestaltungskraft des Menschen beschließt Pontano seine Abhandlung über die menschliche *Bestialität*.

*






Obwohl die Renaissance eine Epoche des Buches ist, ist ihre Literatur in unserer heutigen Kultur kaum präsent – verglichen etwa mit der Allgegenwart ihrer Bildenden Kunst, die so virulent ist wie kaum die einer anderen Epoche. Die Malerei und Skulptur  Michelangelo Buonarrotis, die Gemälde und Maschinerien  Leonardo da Vincis, die Marien  Raffaello Santis durchdringen unser Bildgedächtnis. Sie alle haben auch geschrieben (nur Donatello fehlt in diesem Buch zu dem Quartett, mit dem ich aufgewachsen bin), sie alle haben auch gelesen und sich in einem Milieu voll grandioser Literaten bewegt. Diesen Dichtern und Gelehrten, Tagebuchschreibern und Diplomaten, Chronisten und Philosophen ist dieses Buch gewidmet.

Hier sollen die Texte dieser Zeit selbst zur Sprache kommen. Was wir abseits aller Historie und Überlegung in der Bildenden Kunst der Renaissance suchen und finden, nämlich eine begeisternde Schönheit, die nach Jahrhunderten noch wirkt, das hält auch die Literatur der Renaissance bereit, ebenso überreich.

Die Sammlung der Texte, die dieses Großlesebuch füllen, ist im Verlauf vieler Jahre entstanden. Den Grundstock legten meine unregelmäßig per E-Mail erschienenen *Berliner Renaissancemitteilungen*, eine Art Zeitschrift mit Übersetzungen im Anhang und Erläuterungen in der Mail; die erste Nummer ( Pietro Bembo's *Priapus*) erschien im Vorfrühling 2011, die letzte, 261. Nummer (aus  Leon Battista Albertis *Interceuales*) im Vorfrühling 2017. Dem geduldigen Publikum dieses halben Dialogs sei herzlich gedankt. Das Konvolut der *Berliner Renaissancemitteilungen* wurde gründlich ausgejätet, ergänzt und überarbeitet. Nun sind 68 Autorinnen und Autoren aus Italien mit Hunderten von Texten versammelt, eine möglichst große Vielfalt an Formen und Gestalten, Inhalten und Figuren. Geordnet sind sie chronologisch nach ihren Geburtsjahren, in der Ordnung also, in der die Fortuna sie auf die Welt losgelassen hat.

Der Schwerpunkt dieses Buches liegt bei den Autoren, die im *Quattrocento*, dem 15. Jahrhundert, geboren werden. Wie Petrarca und seine Schüler des 14. Jahrhunderts gleichsam den Anlauf auf diese an literarischen Wundern überreiche Epoche bilden, so lasse ich mit den Autoren des 16. Jahrhunderts die Reihe langsam auslaufen. Wie bei jeder Revolution stellt sich auch bei der Renaissance die Frage, wann und ob sie endet. Grenzen sollte man, nicht nur in dieser Hinsicht, nicht zu scharf ziehen. Aber zur Mitte des 16. Jahrhunderts ändert sich etwas. Unter zahllosen Faktoren sticht die Gegenreformation ins Auge. Der gestalterische und denkerische Übermut wird mit strengen Regeln konfrontiert, zahlreiche Ansichten

werden strafbar – die Spannungen zwischen alten und neuen Konfessionen entarten in einen heißen, aber auch in einen kalten Krieg, der mit ganz irdischen Machtmitteln geführt wird. Von 1545 bis 1563 tagt das Konzil von Trento, um Reaktionen auf die Spaltungen innerhalb des Christentums zu formulieren. Gekämpft wird um Meinungen und Gewissheiten, und entsprechend steht das Reich der Bücher, von den Autoren bis zu den Druckern, im Zentrum der Aufmerksamkeit und bald der Kontrolle. Als Instrument gegen den sich ausbreitenden Protestantismus ist bereits 1542 die Römische Inquisition ins Leben gerufen worden.

Eine Phase der Innovation und des freien Spiels scheint nun zu Ende zu gehen. Viele Werke und Leistungen des Humanismus werden verboten und unmöglich gemacht. So erscheint noch 1554 eine von  Lodovico Domenichi herausgegebene italienische Übersetzung von zwei Werken des katholischen, aber kritisch denkenden Erasmus von Rotterdam: Es ist die letzte Übersetzung des Erasmus ins Italienische für die nun folgenden zweihundert Jahre. Inzwischen ist das berühmt/berühmte Buch gegen Bücher erschienen, ebenfalls eine Erfindung der Renaissance: 1559 kommt die erste Auflage des *Index librorum prohibitorum* heraus, der zentral gesteuerten und allgemein verbindlichen *Liste der verbotenen Bücher*; erst 1966 abgeschafft. Bereits in der ersten Fassung trifft der Bannstrahl nicht nur explizit religiöse Feinde, vor allem nordalpine Autoren und Drucker, sondern auch elf der in diesem Buch vertretenen Autoren (deutlich Verdächtige wie  Girolamo Savonarola oder  Giovanni Pico, aber auch Mitarbeiter der Kirche wie  Poggio Bracciolini und der Papst  Enea Silvio Piccolomini). Unser letzter Autor, Torquato Tasso, wird 1544 geboren, und mit einem Text aus dem Jahr 1573 blickt er zurück auf eine Goldene Zeit, unbestimmt schimmernd, nicht zu datieren.

Jedes der 68 Kapitel eröffnet mit einer biographischen Einleitung, die die Texte, ihre Urheber und ihre Kontexte vorstellt. Die Individuen stehen im Vordergrund, die einzelnen Texte und einzelnen Autoren. Längere Linien ergeben sich zwischen Kapiteln und nicht zuletzt im direkten Kontakt der Autoren: Die Humanisten waren gesellige Literaten, sie feierten den Wert der Freundschaft wie kaum eine andere Zeit, und knüpften diese Bande als Lehrer, Lektoren und Berater auch künstlerisch. Man muss das Buch also nicht zwangsläufig nach der Chronologie lesen, man kann springen und schweifend spazieren oder den Freundeskreisen folgen, man kann sich vom Register leiten lassen oder eben von der Fortuna.

Nach Möglichkeit habe ich versucht, kleinere, aber abgeschlossene Texte zu einem Mosaik zusammenzufügen und so weit als möglich, aber ohne Rigorosität, von Auszügen oder Kürzungen abzusehen. Das Bemühen um Vollständigkeit

in der einen Hinsicht hat natürlich in anderer Hinsicht das genaue Gegenteil zur Folge, die Lücke: Ganze Gattungen, die man kaum filetieren kann, wie etwa Versepos oder Theater, fehlen ganz, ebenso beispielsweise anonym überlieferte Texte. Der Reichtum der Literaturen, die die europäische Renaissance uns hinterlassen hat, ist unermesslich, zum Glück. Hier soll zum italienischen Schatzhaus dieser Zeit weiter als bisher geschehen die Tür aufgestoßen werden.

Die Literatur der italienischen Renaissance ist zweisprachig: Alt und neu, Latein und italienische Volkssprache, stehen nebeneinander. Die beiden Sprachen bilden Mikrokosmen aus, Subkulturen mit speziellen Regeln, speziellem Publikum. Aber sie stehen in engster Wechselwirkung – es ist die Ausnahme, wenn ein Autor sich auf eine Sprache beschränkt. Diese Vielfalt ist durch die Übersetzung ins Deutsche weitgehend eingeebnet. Ganz verloren aber soll sie nicht sein, man soll es den Texten zumindest ansehen. Im Original lateinische Texte beginnen hier im Buch mit einer roten Initialen, volkssprachige mit einer schwarzen. Auch finden sich hier und da unter den Texten Fußnoten, in denen punktuell erklärt wird, was die Texte nicht selbst erklären; ein Angebot an knappen Sachinformationen. Um den Werken Raum zu geben, sind die Fußnoten kurz gehalten und sparsam eingesetzt, und was bereits in der jeweiligen Einleitung eines Autors zur Sprache gekommen ist, wird in ihnen nicht wiederholt.


Den Büchern sind auch die Abbildungen in diesem Buch gewidmet, dem gedruckten Buch als dem Medium der Renaissance schlechthin. Auch die Abbildungen sind weitestgehend chronologisch geordnet und nehmen ihren Anfang bei den ersten in Italien gedruckten Büchern. Sie sollen nicht nur illustrieren, sondern den Gesichtskreis dieses Buches noch ein Stück erweitern. In den Bildunterschriften finden sich manche der abenteuerlichen und brillanten Drucker und frühen Verleger, einige Klassiker, weitere lesenswerte Autoren der italienischen Renaissance, Ausblicke auf weitere Wissensgebiete. Zum anderen finden sich auch Abbildungen zu einigen Autoren und Büchern, die als Text im Großlesebuch vertreten sind, im je betreffenden Kapitel. Stets geht es um den Einblick in die Bücher, die die Renaissance selbst hervorgebracht und benutzt hat. Sie zeugen von dem Anspruch, der Schönheit der Sprache und des Gedankens ein angemessenes, schönes Gewand zu geben. Sie zeugen aber auch von der handwerklichen Raffinesse und der unternehmerischen Innovationskraft der Epoche, wenn man beobachten kann, wie rasend schnell der Buchdruck sich entwickelt. Von der Nachahmung der traditionellen Handschrift hin zu einem souveränen Druckbild, dem Gesicht eines neuen Mediums, das sich bis heute nicht

mehr maßgeblich verändert hat, dauert es kaum eine Generation. Wie abrupt der Auftritt eines völlig neuen Mediums in so kurzer Zeitspanne die Welt und ihre laufenden Entwicklungen verändern kann, das können wir heute, da das Internet ein ähnliches Alter erreicht hat, so gut nachvollziehen wie wohl kaum eine Epoche zwischen der Renaissance und uns.

Jeden Kapitelbeginn markiert eine Medaille. Solche Medaillen, Schaustücke, entwickelten sich aus der Nachahmung antiker Münzen, die ein Herrscherporträt im markanten Profil zeigen. Antike Münzen und Medaillen werden gesammelt, beforscht, als Geschichtsquellen ausgewertet und für die Neuproduktion nutzbar gemacht. Ein typischer Renaissanceakt: Das antike Format wird wiedergeboren, aber verändert seine Funktion, seine Bedeutung, seinen Kontext vollkommen. Zuerst im Auftrag von Fürsten und hohen Herren gefertigt, werden solche Schaumedaillen schnell Mode, und der Klerus, auch so mancher Bürger und Künstler stattet sich mit einem solchen Schmuckstück aus oder wird damit beschenkt. Besondere Bedeutung in der Entwicklung dieser Kunstgattung und Mode kommt dem Maler und Medailleur Antonio di Puccio Pisano, genannt *Pisanello*, zu, der um 1395 geboren wird – die Gattung gehört also von früh an zur Renaissance. Die Kombination aus einem idealisierten, aber individuellen Porträt, einem Bildelement und einem Motto macht Schule und wirkt wie eine Vorform des Emblems. Die Motti und Impresen auf den Medaillen tendieren gerne zum gelehrten Rätsel, zu einer Phantasie, die sich an Mythologie, Zitat und Umweg freut. Dazu aber kommt oft auch ein hoher moralphilosophischer Anspruch. Es geht um Werte und Inhalte, mit denen man sich gerne schmückt.

Die abgebildeten Medaillen in diesem Buch stammen aus dem Münzkabinett und der Skulpturensammlung der Staatlichen Museen zu Berlin. An dieser Stelle sei dem stellvertretenden Direktor des Münzkabinetts, Karsten Dahmen, und dem Direktor der Skulpturensammlung, Julien Chapuis, herzlich gedankt. In diesen Sammlungen finden sich auch Medaillen von Autoren dieses Buches. In diesen Fällen bekommt der betreffende Autor freilich sein Porträt, die Vorderseite der Medaille. Wo nicht, habe ich versucht, passende Rückseiten zu finden. Zu den Medaillen und ihren Urhebern findet sich im Anhang ein ausführliches Verzeichnis.

Ebenfalls im Anhang finden sich Register, die die Navigation in diesem dicken Buch erleichtern sollen: Personen und Figuren, Orte und Institutionen, Themen und Dinge. Diesen Pfaden lässt sich quer durch das Buch folgen.

Bevor das Buch nun beginnt, sei noch ein Wort des Dankes gesprochen. Gedankt sei meiner Familie und allen Freunden, mit denen zu wohnen und zu leben eine Lust ist. Dicke Bücher gehen lange Wege und selten ohne Begleitung; aber zu ausufernd soll die Liste der Schuldigkeiten hier nicht sein. In jedem Falle ausdrücklich gedankt sei Wolfgang Hörner für stete Ermunterung und Förderung, für stete Komplizenschaft und Hilfe Moritz Rauchhaus, für Rat und Tat und Austausch Camilla Evangelisti, Irene Fantappiè, Ronny Kaiser, Moritz Müller-Schwefe und Corinne Orłowski, Helmut Pfeiffer, Wolfram Roßner, Elisabeth Rudolph und Asmus Trautsch. So vieles gibt es zu erinnern und zu sagen, aber glücklicherweise ist es nun im Buch geborgen, und, um  Leonardo Bruni zu zitieren: »Damit genug. Kommen wir also zur Übersetzung selbst.«

Es werde Licht

FRANCESCO PETRARCA



wird **1304** in Arezzo geboren, als Sohn von Eletta Canigiani und Petracco dall'Incisa, einem Notar. Seine Eltern sind 1302, im Zuge von Streitigkeiten innerhalb der papsttreuen Fraktion der Guelfen, aus Florenz verbannt worden. Ein Opfer derselben Exilierungswelle ist Dante Alighieri – das Stadtoberhaupt von Florenz, der *podestà* Cante Gabrielli, wird sich kaum bewusst gewesen sein, wie folgenreich für die Geistesgeschichte sein Verwaltungsakt werden wird, der uns unter anderem die *Divina Commedia* schenkt. Aber auch im Exil von Arezzo hält es Petrarca's papsttreuen Vater nicht lang, und ab 1312 wächst Francesco in Südfrankreich auf, in der Nähe von Avignon. Dort nämlich residieren infolge eines europäischen Kräfte ringens, in dem Frankreich die Oberhand behält, zwischen 1309 und 1377 die Päpste. Mit Blick auf Italien im Allgemeinen und auf Florenz im Besonderen lebt der junge Petrarca also, dem Papsttum nicht unähnlich, im doppelten Exil. Bald wird Petrarca feststellen, dass er auch in der Dimension der Zeit ein Exilant ist.

Francesco Petrarca's Kopf ist natürlich nicht der geometrische Punkt, an dem die Renaissance beginnt. Die Schwelle von einer Epoche zur andern ist immer zu breit für so präzise Angaben. Sobald man aber diese Strenge etwas lockert, kann man sagen: Sein Schädel ist es. Was sich dort an Neuem anbahnt und ausdrückt, was dort an Altem in neuer Art und Weise erinnert wird, wie von dort nicht nur ein neuer Schreib-, Frage- und Denkstil ausgeht, sondern zugleich eine neue Lebensart, das ist mehr als bemerkenswert. Das liegt

ebenso gut an den Werken Petrarca's wie an der ungeheuren Rezeption und Wirkung, die er erfährt – europaweit und jahrhundertlang.

Dass er eine Autobiographie hinterlassen hat, die als Brief an uns, die Nachwelt, formuliert ist, erübrigt nicht nur das Referat seines Lebenslaufes in dieser Einleitung, sondern ist überhaupt bezeichnend für unseren Autor. Petrarca ist unaufhörlich, unnachgiebig und oft genug schonungslos mit sich selbst beschäftigt, er beobachtet und analysiert sich, er schreibt und schreibt: Petrarca's Gesamtwerk ist oft als eine einzige große Autobiographie bezeichnet worden, Selbstgespräch und Selbstzergliederung. Kein anderer Mensch seiner Zeit hat so viele Selbstzeugnisse hinterlassen – und sie so sorgfältig für ein Publikum gestaltet. Und nicht zuletzt ist eines am *Brief an die Nachwelt* charakteristisch für Petrarca: Die Autobiographie ist Fragment geblieben.

Knapp, wie ungezählte Humanisten nach ihm, erzählt Petrarca seinen Bildungsgang: Der typische Bogen verläuft von der Liebesdichtung über die Philosophie zu den Heiligen Schriften. Drei Lebensalter, die einen Parcours der Vergeistigung als Erfolgsgeschichte erzählen. Der Bereich der Jugend ist mit Liebe, irdischer Liebe, mit Antike, Ruhmsucht und Sinnlichkeit besonders infiziert. Die Mehrzahl der Humanisten werden im Laufe ihres Lebens zur Bibel zurückkehren, aber am Beginn, als entscheidende Prägung, lieben sie die Autoren Roms mehr als sich selbst. Diese jugendliche Neugier wortreich zu bekennen und zu überwinden, ist ein fester

Baustein der Humanistenvita, gerade weil die hingeebene, lustvolle Beschäftigung mit Liebe, Antike und Diesseits den Humanisten erst zum Humanisten macht. Die *studia humanitatis*, wörtlich etwa die »Studien der Menschlichkeit, des Menschseins«, sind die Studien der antiken Texte. Sie werden das Fundament der neuen Bildung legen und bleiben.

Petrarcas geistige Atmosphäre ist geprägt von Extremen, zwischen denen er pendelt – so auch und gerade in der Selbstbetrachtung. So wird er im *Brief an die Nachwelt* nicht müde zu betonen, wie wenig Ehre er verdient hat und wie viel Ehre ihm gezollt wurde. Ein ähnlicher Ton herrscht auch in dem Werk *Secretum meum, Mein Geheimnis*, entstanden zwischen 1347 und 1353. Das Buch ist ein fiktiver Dialog zwischen Petrarca selbst und dem Kirchenvater Augustinus, einem der Hausgötter Petrarcas. Die beiden unterhalten sich im Beisein der personifizierten Wahrheit. Petrarca entblättert seine Seele und gesteht Sünde um Sünde. Der Text ist radikal offenherzig, hinter sinnig und nicht zuletzt voll Witz. Von vielen Sünden wird der stets reuige Dichter losgesprochen, aber beim Thema Ruhm kommen er und sein geistiger Hirte nicht zusammen: Augustinus fordert den Dichter mit Nachdruck auf, sich demütig in die Religion zu versenken und die literarische *gloria* nicht weiterzuverfolgen. Das Buch endet, indem Petrarca seinen Meister einfach stehen lässt und lapidar erklärt, er habe jetzt keine Zeit mehr, er müsse an einem Versepos weiterarbeiten.

Sein Dichterstreben lastet ihm als *superbia*, Hochmut, auf dem Gewissen, aber die Sehnsucht richtet sich dennoch auf *gloria* nach Art der alten römischen Dichter. Petrarcas Zugehörigkeitsgefühl gehört der Antike, er will es so, dahin modelliert er sich und seine Texte. Im *Secretum meum* und seinem grandiosen Finale wird deutlich, wie fest Petrarca im Christentum seiner Zeit wurzelt und wie heftig es ihn gleichzeitig zu den Heiden der Antike zieht. In diesen Szenen zeigt sich auch, was für ein großartiger Autor Petrarca ist. Man mag sich zuweilen darüber ärgern, dass er sich selbst, pendelnd zwischen den Extremen, als snobistischer Eremit so gut gefällt – bewundern muss man ihn trotzdem. Petrarcas ostentative Bescheidenheit wird zudem durch viele Leistungen und Ehrungen im Rahmen gehalten, die er in Texten wie dem *Brief an die Nachwelt* gar nicht erst erwähnt – etwa, dass er sechsmal (1346, 1351, 1361, 1363, 1369 und 1371) ein Bischofsamt ablehnt.

Die Aufspaltung des eigenen Seelenlebens in verschiedene Parteien, Positionen und Stimmen, die aufeinander losgelassen werden, also ein »Seelenkampf« (*Psychomachie*), prägt auch eines von Petrarcas seinerzeit erfolgreichsten Büchern, *De remediis utriusque fortunae*, die *Heilmittel gegen beiderlei Fortuna*. Es enthält, in etwas über 250 kleinen Dialogen, Ratschläge, wie

mit dem Glück und dem Unglück umzugehen ist. Erfolg und Berühmtheit, so erfahren wir dort überraschenderweise, sind unter die Unglücke zu zählen. Hier geht es nicht mehr nur um den Autor, hier geht es auch um die Vermittlung eines Wertekanons und eines neuen Bildungshorizontes. Petrarca ist ein großer Kompilator und schreibt immer wieder Sammlungen, die Wissen bündeln und weitervermitteln.


Eine weitere Textgruppe, die durch stete Sammlung wuchert und wuchert, sind die Briefe. Hauptsächlich von Petrarca selbst gesammelt und geordnet, umspannen die über 600 lateinischen Briefe einen Zeitraum von 50 Jahren. Auch die Briefe sind eine Art Hauptwerk, eine enzyklopädisch auf die Welt und das Altertum ausgerichtete Selbstdarstellung und Selbstaussprache. Petrarcas Art, Briefe zu schreiben, bleibt den ganzen Humanismus hindurch in Mode: eine ehrliche, intime Selbstaussprache, bei steter Tendenz zum offenen Brief, zur Sammlung von Kurzprosa-Stücken, die auch ohne Adressat und Absender Interesse beanspruchen können, Berichte, Betrachtungen, Entdeckungen, Ansichten. Das antike Vorbild und Modell liefern vor allem die Briefe Ciceros an seinen besten Freund Atticus, die Petrarca selbst 1345 in der Bibliothek des Domkapitels von Verona wiederentdeckt. Er bezieht sich auf die Antike nicht als ein fixes und verbreitetes Bildungsgut, wie die folgenden Jahrhunderte, er stellt dieses Bildungsgut überhaupt erst her, indem er es ausgräbt und nachahmt.

Zu Petrarcas Manier, zu beobachten, zu denken, zu lesen und zu schreiben, gehört auch eine Manier, zu leben und zu wohnen. Dieser humanistische Habitus ist kaum weniger einflussreich als die Texte, die aus ihm hervorgebracht werden. Wenn etwa Michel de Montaigne in seinem Reisetagebuch von 1581, zweihundert Jahre nach Petrarcas Tod, seinen Tagesablauf beschreibt, dann vollzieht er, organisch und selbstbestimmt, das Muster gelehrten literarischen Lebens, das Petrarca vorgezeichnet hat: Schlafzimmer, Bibliothek, ein Ausblick in die Landschaft, Schluss. Einsamkeit, Konzentration, Kontakt zur Welt nur im Gespräch, nur mit Freunden. Die Hauptgesprächspartner aber sind und bleiben Bücher. Der Humanist ist auf gewisse Weise ein Privatmönch, auf alle Fälle ein ästhetischer Aussteiger.

Das Ansammeln einer Bibliothek ist eine große finanzielle Belastung. Wer sich so in den Bezirk der Musen verabschieden kann, lässt links liegen, was anderen gut und teuer erscheint: Kriegswesen, Handel, Geldwirtschaft, Landwirtschaft im großen Stil, Bautätigkeit, Politik. Petrarca gibt die Losung aus, dass dergleichen zu verachten ist. Kunst und Wissenschaft bedürfen der Ruhe und der Muße, sie bedürfen eines Gönners weit dringender als eines Publikums. Noch Montaigne blickt

genau wie Petrarca mit Befremden, mit etwas Mitleid und mit einem deutlichen Gefühl der Überlegenheit auf die wuselnden, geschäftigen Menschen, die emsig und eilig und tüchtig herumlaufen und die Textilindustrie den hohen Geistern der Antike vorziehen.

Durch diese emsige und florierende wirtschaftliche Produktion entsteht im Laufe von Petrarcas Lebenszeit eine Schicht von sowohl genießenden als auch professionellen Lesern. Geschwindigkeit und Intensität der Zirkulation der Werke sind auch in der handschriftlichen Kultur nicht zu unterschätzen. Der Buchdruck, der erst etwa hundert Jahre nach Petrarcas Tod Fahrt aufnimmt, wird von den Lesern nicht mehr nur als Möglichkeitsexplosion gefeiert, sondern bereits als Stress und Arbeitsbelastung beklagt.

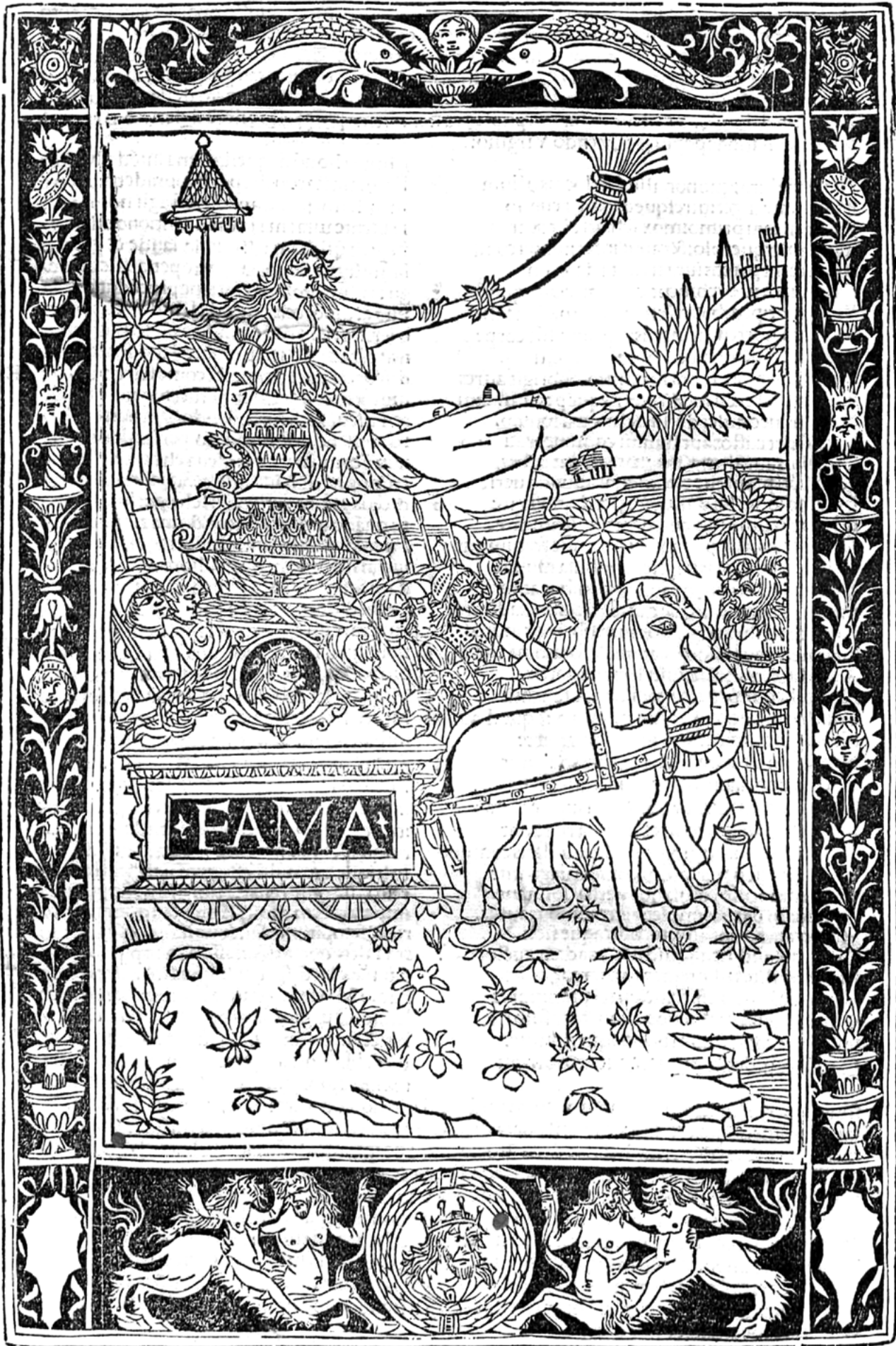
Petrarca versucht beständig, sich als bescheidenen, kontemplativen Eremiten der Gelehrsamkeit darzustellen – dabei aber ist kaum zu übersehen, dass er ebenso sehr ein leidenschaftlich Besessener ist, von seiner Kunst wie von seinen Gegenständen. Er beschreibt seinen Umgang mit Büchern, als würde er mit Menschen umgehen (ganz in dieser Manier inszeniert sich auch  Poggio, wenn er die Wiederentdeckung Quintilians beschreibt). Er schreibt eine Sammlung von Briefen an antike Autoren wie Cicero, Seneca oder Horaz, darunter manche von kältester künstlerischer Konstruiertheit, manche frappierend persönlich. Er umarmt, herzt und küsst seine Homer-Handschrift, obwohl er gar kein Griechisch kann. Ein Motiv, das wiederkehrt: Die Autoren der Renaissance hegen mit liebevoller Neugier auch das, was ihnen fremd ist und fremd bleiben muss. Sie verehren auch die Künstler der Antike, deren Werke verloren sind. Apelles etwa gilt in den Schriftquellen der Antike als der größte aller Maler – dem wird kein Autor der Renaissance widersprechen, auch wenn nicht eine Probe der Kunst dieses Apelles erhalten ist. Auch und gerade das Unbekannte wird gefeiert, *eben weil* es noch nicht ausgegraben worden ist, weil es vielleicht verloren bleiben wird. Es ist wie eine Art Frömmigkeit: Alles, was gut und schön und großartig ist am Menschen, wird in der Antike mit besonderer Energie gesucht und gefunden – als Beispiel und als Messlatte, an der man die eigenen Kräfte erproben will. So küsst Petrarca das Buch, das er nicht lesen kann, zudem das Buch eines Heiden. Dieser Kuss charakterisiert seither ein genuin europäisches Verhältnis zur Vergangenheit.

Indem Petrarca seinen Homer küsst, verehrt er nicht nur den Dichter, sondern auch die Ideen von Dichtung und Ruhm überhaupt. In dem Kuss stecken der Wunsch und das Selbstvertrauen, es Homer gleichzutun, ja ihn zu übertreffen. Diese Glorie ist fragil. Zu schnell folgt auf den Gedanken, ein überzeitlich konkurrenzfähiges Epos schreiben zu können,

die Erinnerung, dass man Homer gar nicht lesen kann, dass die Antike verloren ist, vernichtet, unverständlich. Petrarca und seine Nachfolger schwanken zwischen diesen Polen hin und her. Die Versenkung in die Antike hebt sie aus ihrem gegenwärtigen Elend heraus, entführt sie in einen Bereich ziviler und musischer Vollendung. Doch je weiter diese Beschäftigung gedeiht, desto deutlicher stehen die Zerstörungen, die Lücken vor Augen. Die alten Texte sind, von den Schulautoren abgesehen, verschollen, verschimmelt, von Mäusen zerfressen, oft genug keine Handvoll Exemplare pro Autor. Die Ruinen der Antike sind so zerstört, dass sie hauptsächlich nur aus Texten bekannt sind. Selbst das Forum Romanum ist vergessen worden, niemand in Rom weiß mehr, wo unter der Erde das Forum überhaupt liegt. Die antike Stadtmauer aber steht noch – das mittelalterliche Rom ist die wohl einzige Stadt, die je ausgedehnte Kuhweiden *innerhalb* ihrer Stadtmauern besaß. Derart endlich ist die Ewige Stadt geworden.

Als Petrarca anfängt, Renaissance zu machen, so wie man eine Revolution *macht*, sind die Bücher nicht entdeckt und ediert, der altsprachliche Unterricht ist noch nicht auf der Höhe, die Statuen sind noch nicht ausgegraben. Die Neue Welt ist noch nicht entdeckt – und die Alte ebenso wenig. Indem Petrarca also ein Buch küsst, das er nicht lesen kann, nährt und küsst er auch den Wunsch, dass die Kunst, die Freiheit und die Ethik der Antike wieder die Welt durchdringen wie Sonnenlicht. Die Vergeblichkeit dieses Wunsches ist so offensichtlich wie seine Verführungskraft. Das, worauf sich die Sehnsucht richtet, ist ein Goldenes Zeitalter, licht und frühlingshaft, ein Ort der Fülle. Das Goldene Zeitalter liegt in der diffusen Vergangenheit der Antike und in einer diffusen Zukunft, in der der Geist der Antike wieder zur Geltung gekommen sein wird. Dunkelheit herrscht in der verödeten Zeitstrecke dazwischen, die vom Untergang des Römischen Reiches bis in Petrarcas Gegenwart reicht. Die Lippen, die Homer küssen, erfinden und führen auch die Rede vom dunklen Mittelalter, vom Mittelalter überhaupt. Von Galle fließen sie über. Die Abschaffung der Nichtantike wird genauso eifrig betrieben wie die Wiedergeburt der Antike. Jeder, der von Petrarca und seinen Anhängern für einen Barbaren gehalten wird, bekommt das deutlich zu spüren. Petrarca schreibt eine ganze Sammlung von *Invektiven*.

Eine dieser Invektiven wendet sich *gegen einen, der schlecht von Italien sprach*. Sie stammt aus dem Jahr 1373, das fünfte Kapitel ist hier aufgenommen. Ihr Schub stammt aus dem Hass auf das Exil in Raum und Zeit, aus dem Hass auf Avignon und die dort seit 1309 residierende Kurie. Als Papst Urban v. 1367 zu Besuch in Rom ist, schreibt ihm Petrarca, er solle den Stuhl Petri wieder zurück in die Heilige Stadt verlegen. Das



provoziert eine Reaktion des französischen Theologen Jean de Hesdin, der Frankreich im Allgemeinen und Avignon im Besonderen lobt und eben konsequent Italien im Allgemeinen und Rom im Besonderen verunglimpft. *Rom* aber ist eines der Themen, bei denen Petrarca kein Pardon kennt. Seine Invektive ist eine lange Lektion über römische Größe, deren Beleg naturgemäß aus der Antike stammen. In diesem Rahmen wird jeder Italiener und Römer zum *alten* Römer, mit Toga und Tugend und allem Zubehör. Das bedeutet aber auch: Die Franzosen im Allgemeinen und Scholastiker wie Jean de Hesdin im Besonderen werden zu Galliern, also Barbaren. Gegen solche Barbaren wird eine ganze Kultur aufgeboten.

Das Pendel von Euphorie und Verzweiflung geht hin und her: Lust an Aufbruch und Wiedergeburt, und Trauer, dass als Ganzes gestorben ist, was als Fragment wiedergeboren werden könnte. Petrarca hat ein überaus feines Sensorium für dieses Problem. Dank dieses Problembewusstseins und seiner herrischen Liebe ist Petrarca auch der Erste, der Anstoß daran nimmt, dass verschiedene Handschriften verschiedene Varianten eines Textes enthalten. Der beträchtliche Abstand zur Antike wird als störendes Rauschen in der Überlieferung spürbar. Besonders stört es Petrarca bei dem Historiker Titus Livius, dem als Werk und Quelle doppelter Wert zukommt. Weil Petrarca die Differenzen unter den Handschriften nicht akzeptieren will, macht er etwas Bahnbrechendes: Er vergleicht verschiedene Manuskripte miteinander und stellt eine neue Fassung daraus her, eine, die seiner Meinung nach dem Original am nächsten kommt. Philologie und Textkritik beginnen, sich zu entwickeln.

Es handelt sich also, antikisch mythologisch gesprochen, um die Schulter des Pelops. Der Sohn des Tantalus wird (von seinem Vater) zerstückelt und den Göttern als Menü vorgelegt; die göttlichen Gäste erkennen den schlechten Scherz und setzen Pelops wieder zusammen, nur ein Stück Schulter ist nicht mehr aufzutreiben. Es wird aus Elfenbein ergänzt, so geht der Mythos – genauso wie die Schultern unzähliger antiker Statuen von modernen Künstlern mit neuem Marmor ergänzt werden, wie unzählige lückenhaft gewordene Verse mit neuen Worten repariert werden und auf dem Zeichenpapier zu Ende geträumt wird, was an Ruinen in den Städten übrig ist. Für die frühe Renaissance fehlt der Antike weit mehr als eine Schulter. Das Wieder-Zusammensetzen der Glieder eines einst lebendigen Körpers zu einem neuen lebendigen Körper ist die Arbeit der Erinnerung – im Italienischen besonders deutlich: *membra* sind die Glieder, *ri-membrare* bedeutet Erinnern. Die beiden Richtungen, die dieses Erinnern einschlagen kann und soll, werden besonders in der Canzone *Du klarer und süßer Bach* (*Rerum vulgarium fragmenta* CXXXVI) deutlich: Die Liebe und die Selbstbetrachtung entzünden sich an der Erinnerung des weiblichen Gegenübers, Laura, als Objekt, also wie das Ich sie gesehen hat, und gehen weiter zur Vorstellung des weiblichen Gegenübers als Subjekt: Das Ich beschreibt sie vor seinem eigenen (zukünftigen) Grab. Der Schnittpunkt dieser Zeiten ist das Ich in der Landschaft, die zur Leinwand der Erinnerungsgemälde wird. So weidet sich Petrarca an der Vergangenheit und entwirft eine Zukunft, in der er selbst grandiose Vergangenheit sein wird. Diese Dynamiken teilen sich seine Liebesdichtung und seine Antikenaufarbeitung: rasendes Ungenügen an der Gegenwart, aber auch, in der Canzone als Blütenregen über Laura, eine unerhörte Feier des Moments.

Petrarca entwirft, ja fordert sein zukünftiges Publikum – und es wird sich einstellen. Wie die Autoren der Antike stoßen die Autoren der Renaissance frohgemut in das Horn ihres eigenen unsterblichen Ruhmes und behalten recht, bleiben tatsächlich unvergessen. Die Arbeit der Erinnerung, der zerstückelte Sohn des Tantalus. Die Materialien, die in der Werkstatt Petrarca zusammengesetzt werden, sind untereinander noch verschiedener als Elfenbein und Fleisch, auch untereinander widerstreitender. An der Antike ist vieles problematisch, vor allem mit Blick auf die Religion. Die Christen der Renaissance sind das, was wir nach heutigen Maßstäben fundamentalistisch nennen. Der Aberglaube herrscht mit stupender Fraglosigkeit. In den Augen der Christen hat die Antike die falsche Religion, schlimmer noch: die falschen Religionen. Oder am allerschlimmsten: gar keine Religion. Wie kann man eine Kultur als vorbildlich hinstellen, die samt und sonders in die Hölle gehört, wie kann man einen großen Künstler ver-

Francesco Petrarca: *Trionfi*. Mit dem Kommentar von Bernardo Illicini. Venedig, gedruckt von Bernardino Rizzo, 18.1V.1488. (GW M31700) Fol. 146v, Triumph des Ruhms.



ehren, der ein Götzendiener war? Ein Problem, das die ganze Renaissance beschäftigen und zu den unterschiedlichsten Lösungen führen wird.

Die Antike als Heidentum rückt damit in einen Kontrast zur Erlösung im Himmel, wie auch alles Irdische in einem Kontrast zum Himmel steht, unüberbrückbar. Petrarca ist der Autor des ständigen Schwankens in diesem Problem. Maximales Dichterselbstbewusstsein, Verzweiflung an der Hinfälligkeit alles Irdischen, brennende Liebe, totale Weltverachtung, Frauenlob und Misogynie, hierhin, dorthin. Petrarca löst die Widersprüche nicht auf, er hält sie vielmehr in steter Bewegung, er speist sie alle in sein großes *work in progress* ein. Von den unzähligen Werken, die er beginnt, wird kaum eines fertig. Alles befindet sich in ständiger Überarbeitung, das Material wuchert. Dass so vieles Fragment bleibt, ist allerdings nicht nur der Zerstretheit oder Unfähigkeit unseres Dichters zuzurechnen, es scheint in der Tat eine Absicht dahinterzustecken. Eines der Werke, an dem er jahrzehntelang arbeitet, feilt und ordnet und mit dem er ausnahmsweise auch zu einem Abschluss kommt, benennt er im Titel als *Fragment*: seine italienische Liebesdichtung. Dass gerade sie es war, die seinen Namen auf den Olymp gehoben und dort bis heute gehalten hat, dürfte Petrarca nicht nur überraschen, sondern auch etwas stören.

Petrarca schätzt seine italienische Liebesdichtung als *bloß volkssprachig* demonstrativ gering. Das gehört zum gelehrten Habitus eines Autors und Antikenliebhabers. Um zumindest ein wenig Stilhöhe zu retten, gibt er dem grandiosen Zyklus den lateinischen Titel *Rerum vulgarium fragmenta*, etwa: Bruch-

stücke aus volkssprachigen Sachen. Berühmt bleibt der Zyklus unter dem nachträglichen, italienischen Gattungstitel *Canzoniere*, etwa: Liedersammlung. Petrarcas spezielle Art und Weise, in einem (langen) Zyklus von Sonetten und Canzonen die Geschichte einer Schmerzliebe zu erzählen, ein Mosaik aus emotionalen und intellektuellen Momentaufnahmen, und darin die traditionelle italienische Lyrik mit der neuen humanistischen Bildung zu verschmelzen, blieb unlösbar mit seinem Namen verknüpft. Die Manier der Liebesdichtung, die sich daraus entwickelt, ein Ozean von Versen, wirkt weiter, als der Name Petrarca reicht.

Die Handlung von Petrarcas *Canzoniere* ist sehr reduziert, obwohl die 366 Gedichte einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten erzählen. Petrarca begegnet am Morgen des 6. April 1327 einer Frau namens Laura, verliebt sich in sie und hört nicht mehr auf, sie zu lieben. Das ist die Handlung. An dieser Liebe kann auch der Tod Lauras 1348, in der großen Pest, nichts ändern. Aber doch verändert sich etwas im liebenden Ich. So gliedert sich der *Canzoniere* in zwei Teile, ein erster, assoziiert mit der lebenden Laura, und ein zweiter, assoziiert mit der Zeit nach ihrem Tod, der christlicher und frommer wird, zum Gebet tendiert. In dieser groben Landkarte aber vollziehen sich Entwicklungen und Rückschläge, Beobachtungen am Detail der liebenden Seele, Gemälde von Landschaften, Stimmungen und auch Gedanken, die feiner kaum sein könnten. Die Symbolik der Zahlenverhältnisse, Binnengliederungen, Anspielungen und Selbstzitate ist schreckenerregend ausgefeilt. Die Geliebte bestimmt nicht nur die Gedanken und Gefühle, die Sätze und Wörter, sie zieht auch in die einzelnen Buchstaben ein, sie überzieht Petrarcas Sprache wie eine Patina: *Laura* erscheint auch als *l'aura* (der Windhauch), *lauro* (Lorbeer), *l'oro* (das Gold). Ihr Name und ihre Schönheit sirren über jedem Gedicht wie die Obertöne über einem Saiteninstrument. Unzählige Metamorphosen, in die sich auch das liebende Ich stürzt. Dabei kommt es zu keiner Interaktion mit ihr: Petrarca verfolgt seine Liebe nicht in der äußeren Welt, sondern in seiner inneren. Er beobachtet, was Amor an und mit ihm tut, er beklagt sich und verherrlicht Laura. Er beobachtet, wie Amor ihn quält, aber auch, wozu Amor ihn befähigt, Vivisektion am eigenen Herz. Nicht zuletzt bedenkt er den grundlegenden Fehltritt, seine Liebe auf ein sterbliches, irdisches Wesen zu richten. In Petrarcas Liebe wird eine Haltung wiedergeboren, die bereits die elegischen Liebesdichtungen des alten Roms bestimmt hat: die *voluptas dolendi*, die Lust am Leiden.

Ob Petrarca seinen Liebeskummer »erlebt« hat und wer diese Laura gewesen sein mag, füllt viele Regalmeter Forschung und Spekulation, tut aber für den Genuss des Kunstwerkes wenig zur Sache. Beliebt und verbreitet ist die These,

Francesco Petrarca: *Trionfi, sonetti e canzone*. Venedig, gedruckt von Pietro de' Piasi, 1491. (GW M31730) O. S., Triumph der Liebe.

Sonetto decimoottavo

Quando son tutto volto in quella parte
 Ouel bel viso di madonna luce
 Emmi rimasa nel pensier la luce
 Ebe marde et strugge d'etro a pte a pte.
 Io che temo del cuor che mi si parte
 Et veggio presso il fin della mia luce:
 Uomene in guisa dozbo senza luce.
 Che non sa oue si vada et pur si parte.
 Così dauanti a colpi della morte
 Fuggio: ma non si ratto chel disio
 Mecon non vegna: come venir suole.
 Tacito vo che le parole morte
 Sarian pianger la gente et io disio
 Che le lachryme mie si spargan sole.

Ma dimonstra cio nō bastarli tanto era già preso dall'amore: che p'habito facto nulla gli gioiua ma tacendo seco si consumaua tutto. Il che in tal modo con quelle medesime parole i diuersi significati dolcemente inferisce. Quando son tutto col pensiero et col viso volto in quella parte ouel bel viso di madonna Laura luce rilucere par tra laltre dōne p'la sua marauigliosa bellezza et sopra tutto p'li vaghi et leggiadri suoi ochij. Emmi rimasa nel mio pensier la luce. il suo lucido sguardo. che marde et strugge. del troppo amare dentro dal cuore. apte. apte secōdo le varie parte o potentie della nima. Io che temo del cuor che mi si parte. mi si diuide p' il troppo affanno. Et veggio il fin della mia luce della mia vita essermi presso che p' tanta pena ne p' dero la vita. Uomene di li per vedere sel non mirarla mi giouasse. senza luce di ragione et d'intellecto. in guisa dozbo. come il cieco per mancargli. la luce de gli ochi corpora li non sa doue si vada: così ciascun vincto dalla passione p' che gli manca la luce metale nō sa o che si faccia o che si dica et perseverando nella similitudine del cieco dice. che nō sa oue si vada et pur niētedimeno si parte et vassene a ventura come fo io che nulla mi gioia. Et adapta lantedecta similitudine. Così io orbo per lo imoderato amore fuggio dauanti a i colpi della morte. dell'amore che muccide: ma non fuggio si ratto chel disio dell'amata donna: la cui gratia sopra ogni altra cosa desidero. nō v'ega meco così come venir suole. Io vo tacito senza dir parole che vdir si possano in si facto modo chelle parole morte piane et occulte dentro dal cuore Sarian pianger la gente che quelle vdir potesseno. et io disio. ho desiderio et voglio che le mie lachryme si spargano suoz de gli ochi sole solitarie et da p se che niuno sen aueda.

Sonetto nonodecimo.

Sono animali al mondo de si altera
 Vista: che contra il sol pur si difende.
 Altri perho chel gran lume gli offende
 Non elcon fuoz se nō verso la sera.
 Et altri col disio folle che spera
 Soir forse nel fuoco p' che splende:
 Prouan l'altra viru quella ch'encende
 Lasso il mio luogo in q̄sta vltima scbera.
 Chio non son forte ad aspectar la luce
 Di questa donna et nō so fare scbermi
 Di luoghi tenebrosi ad hore tarde.
 Perho con gli ochi lachrymosi enfermi
 Mio destino a vederla mi conduce
 Et lo ben che vo d'ietoa quel che marde.


Quando son tutto. Questo decimoottavo sonetto ha col precedente assai buona continuatōne: perho che hauendo in quello monstrato quanto 'fuochio et passione il viso col dolce sguardo dell'amata donna nel cuore gli accendeva: quantūque nella pria apparença gli paresse porgere alcuna posa et refrigerio: boza similmente dice che quanto piu si volge i quel luogo oue quella essendo pare per bellezza rilucere pur in lei pensando si di strugge tutto in modo che per il troppo amare si gli di parte il cuore et parli morire. Il perche volendo rimediare a tanta sua ansteta si sforça di non guardarla: acio che meno si infiammi.

Sono animali. Il petrarcha quāto potemo per questo decimonono sonetto cōprederenō era nella palestina d'amore exercitato vcellatore: perho che essendo di madōna Laura fieramente innamorato ne allapto: ne al loculto la sapea odurre tra le sue rete ma solamente amādola ardea per lei del disio et hauea si poco del pratio che nō sapeua ne torre ne dimandare del lacqua p'spigner, il fuoco in che brugiava: le q̄l cose mostra p' la similitudine del Aquila del Uesperatitione et della farsalla: chome nel Sonetto exponendo si manifestera. Son alcuni animali al mondo di vista si altera. Si alta et acuta

Francesco Petrarca: *Sonetti e canzoni*. Mit dem Kommentar von Francesco Filelfo. Venedig, gedruckt von Leonhard Wild, 1481. (GW M31647) Fol. 14v

Der Kommentar  Francesco Filelfos zu Petrarcas volkssprachigen Liebesgedichten stammt noch aus einer Zeit ohne Buchdruck, er zirkuliert zunächst in Handschriften. Entstanden ist das (Fragment gebliebene) Werk zwischen 1444 und 1447, im Auftrag von Filippo Maria Visconti, dem letzten Herzog von Mailand aus diesem Geschlecht. Filelfo erlebt noch den Übergang seiner Schrift in das neue Medium: Zum ersten Mal gedruckt wird sie 1476 in Bologna von Annibale Malpighi, der mit Francesco dal Pozzo, genannt *il Puteolano*, die neue Technik in der großen Universitätsstadt einführt. Dass der Kommentar zu den *Sonetti e canzoni* so schnell Verbreitung durch die Druckerpresse erfährt, ist ein deutliches Zeichen nicht nur für Filelfos Ansehen als Gelehrter, sondern auch für den Status Petrarcas als moderner Klassiker.

dass es sich bei Petrarcas Laura um die Dame Laura de Noves handelt, eine südfranzösische Adlige, die mit einem Ugo de Sade verheiratet ist – und damit eine Ahnfrau des berühmten Marquis de Sade wäre. Das wäre nicht ohne Pointe, aber es gibt keine Beweise dafür. Petrarcas Laura ist eine Idee, eine Chiffre für ein ganzes Bündel von Vorstellungen. Im irdischen Leben hat Petrarca als junger Mann, mit Mitte zwanzig und hauptsächlich aus ökonomischen Gründen, die niederen Weihen genommen. Er hat dennoch zwei Kinder (Giovanni, geboren 1337, und Francesca, geboren 1343), aber die Mutter (oder die Mütter) ist (oder sind) nicht einmal dem Namen nach bekannt.

Was Petrarca zudem auszeichnet, ist die schiere Schönheit seiner Sprache, der harmonische Strom der Laute und Inhalte, im Lateinischen wie im Italienischen. Eine Architektur, die bis ins kleinste Detail durchdacht und meisterhaft fabriziert ist, eine süße, leichte, verführerische Musik. Kaum ist Petrarca tot, wird er auf die Spitze aller Podeste neben Dante Alighieri gestellt. Die beiden bilden für die nachfolgenden Generationen den Doppelgipfel aller volkssprachigen Verskunst; der Dritte im Bunde der Kronen von Florenz, der *tre corone fiorentine*, ist  Giovanni Boccaccio, der für die Prosa steht. Dante, so die damalige Einschätzung, hat die göttlichen Inhalte, aber eine unwirsche, ruppige Sprache, indes Petrarca zwar schäbige Obszönitäten und bestialische Sünden besingt (also: die Liebe zu einem irdischen Wesen), aber das mit beispielloser gefeilter Anmut und Süße. Wenn Sie beim Lesen an dieser Stelle den Verdacht schöpfen, dass der Petrarca des *Canzoniere* ein rhetorisch vollendeter Dichter ist, hinter dessen funkeln dem Gereime nichts steckt – dann dürften Sie bezüglich des volkssprachigen Petrarca eine ähnliche Meinung haben wie der lateinische Petrarca.

Petrarcas Stil der Liebeslyrik ist so einflussreich, wird so viel und so vielfältig nachgeahmt, dass große Literaturhistoriker und ganze Schulen der Literaturgeschichte die Nerven darüber verlieren. Das Dichten im Stile Petrarcas, der Petrarkismus, ist von Hugo Friedrich als Epidemie, von Ernst Robert Curtius etwas präziser als Pest und von Arturo Graf vielleicht am genauesten als chronisches Fieber bezeichnet worden.

Andersherum hat das 15. Jahrhundert, in dem es in der Petrarcanachahmung noch etwas chaotisch und vor allem lateinisch zugeht, in der italienischen Literaturgeschichte den Ehrentitel eines *Jahrhunderts ohne Poesie* erhalten. Es ist nicht leicht mit Petrarca auszuhalten, aber ohne ihn geht es gar nicht.



Alato a quel in uece di dire a paragone	114
Alma ornata e calda di uirtù ardente	141
Allentare il foco	143
All'ultimo	189
Amor chiedere a gliocchi l'usato tributo	97
Amor senza spada regger suo imperio	99
Amore non dormire in cor natoroso	102
Amor mantenere altrui col rimembrare	120
Amor non prezzare il fren della ragione	137
Amor dorare e affinar suoi strali	143
Amore inuefcare i cori leggiadri	150
Amore impennare a suoi le piante	156
Amore aggiunto con honestà	160
Amor fiorire in nobil alma	193
Ancidere a torto	153
Andar uer la stagion contraria	152
Andar sicuro per mezo boschi seluaggi e inhospiti	156
Andar cantando altrui	161
Andar l'odore al cielo	187
Andar sospirando	191
Andarsi consumando	192
Andar a posta d'altrui	87
Annouerare ad una ad una le stelle, e chiuder tutte l'acque in picciol uetro	122
Appagar l'anima del proprio errore	128
Aprir le luci: cioè gli occhi	41
Aprire il cuore con be gliocchi	117
Aprire il fianco	124
Apparire in me d'un palmo	164
Appendere e librar la uita in fra le bilancia	167
Aprire il core a speme	173

Adorni	AVGEL	Ria	41
Dolci	Notturmo	BALCON	
Suauì	Nouo	Scurano	
Honesti	AVGELLI	BALLI	
Chiari	Vaghi	Amorosi	
Acerbi	Varii	BARCA	
Rei	AVGELLETO	Debil	
Vaghi	Vago	Fragil	
Santi	AVGVRI	BELLEZZA	
Schisi	Tristi	Infinita	
Feti	AVGVSTO	Dinina	
Humili	Grande	Incredibile	
Cortesi	AVORIO	Chiusa	
Soauì	Netto	Soauè	
Inhonesti	AVRA	Amara	
Pictosi	Soauè	Diuina	
Casti	Gentil	Vnica	
Dolci	Serena	Sola	
Humili	Celeste	Alia	
Degno	Estima	Castà	
Manfueto	Fofca	Vagd	
ATTO	Amorosa	Sempiterna	
Tardo	Antica	Antica	
Piano	AVRE	Mortal	
Gentile	Seconde	BELLEZZE	
Strano	Soauì	Celesti	
Soauè	AVVMEDON	Sole	
Adorno	Felice	Noue	
AVERSA-	BABILONIA	Soauì	
RIO	Empia	Diuine	
Duro	Auara	Alte	
Alto	Falsa	Inferme	

scalde,	mortale,	mortale,	93
ALDI,	tale,	Pale,	
faldi,	uale,	immortale,	
caldi,	strale,	quale	
baldi,	mortale,	frale,	
scaldi,	assale,	immortale,	
ALDQ,	uale,	sale,	
faldo,	male,	eguale	
caldo,	male,	mortale,	
caldo,	tale,	Pale,	
faldo,	Pale,	immortale,	
ALB,	strale,	frale,	
assale	uale,	immortale,	
immortale,	trionphale,	uale,	
tale,	mortale,	tale,	
cale,	cale,	Pale,	
quale,	uale,	ALI,	
mortale,	mortale,	strali,	
uale,	tale,	mortali,	
male,	m'assale,	mali,	
quale,	quell'ale,	immortali,	
strale,	mortale,	animali,	
uale,	uale,	mali,	
mortale,	mortale,	mortali,	
uale,	Pale,	mali,	
tale,	immortale,	animali,	
quale,	Pale,	strali,	
tale,	eguale,	frali,	
trionphale,	frale,	mortali,	
mortale,	sale,	Pali,	
strale,	tale,	tali,	
cale,	eguale,	ali,	

Il Petrarca. Nuovamente revisto et ricorretto da Ludovico Dolce. Venedig, Gabriele Giolito de' Ferrari, 1560. Pag. 16, der divino poeta. Aus dem Anhang: Fol. 29r, schöne Wendungen und Phrasen. Fol. 41r, Adjektive zu Nomen. Fol. 93r, Reime.

Ludovico Dolces Ausgabe des *Canzoniere* liefert nicht nur die Gedichte Petrarcas, sondern auch die Bausteine des Petrarkismus: Der Anhang zerlegt den Gedichtzyklus in seine Einzelteile, bis auf die Laute und Reime herunter, und schlüsselt das sakrosankte Material des göttlichen Dichters für neue Verwendungen auf: Register, Reimkaskaden und Kommentare, Kombinationen von Nomen und Adjektiven, Blütenlesen schöner Stellen und griffiger Zitate, Listen mit Metaphern und Vergleichen des Meisters, Listen mit Themen und Topoi. Junge Studenten und Dichter, alle Leser erhalten so nicht nur das mustergültige Werk, sondern auch den Baukasten zum Selbermachen. Das ist Petrarkismus in Aktion.

Du klarer und süßer Bach (*Rerum vulgarium fragmenta CXXVI*)

Du klarer und süßer Bach,
wo ihre schönen Glieder
sie nieder setzte, die einzige Frau für mich;
edler Baum, an den sacht
(seufzend denk ich es wieder)
und gern lehnte ihre schöne Hüfte sich;
ihr Blumen, die leicht und licht
das Kleid, die himmlische Brust
ganz mit sich eingehüllt;
ihr Lüfte, heilig und mild,
wo Amor mein Herz zu öffnen gewusst:
leih mir alle euer Ohr,
ich bringe meine letzten Worte hervor.

Wird es nun mein Geschick sein
und hat der Himmel bestimmt,
dass Amor diese Augen weinend schließt,
soll es des Körpers Glück sein,
dass diese Erde ihn aufnimmt,
wenn die nackte Seele heimwärts ihn verließ.
Mit dieser Hoffnung verdrießt
der Tod mich nicht mehr so sehr
auf dem gefürchteten Pfad,
denn kein Hafen sonst bewahrt
den müden Geist vor dem offenen Meer so sehr.
Es wird keine stillere Grube geben,
um Fleisch und Knochen endlich abzulegen.

Vielleicht kommt, wer weiß, doch einst
das schöne und zahme Wild
zu diesem, seinem gewohnten Platz zurück,
dass sie wieder dort erscheint,
wo sich mir zeigten ihr Bild
und ihre Augen sehnsüchtig und beglückt.
Wenn sie hier nichts mehr erblickt
als Erde zwischen Steinen,
dann gibt vielleicht Amor ihr
Seufzer ein, dass sie mir
Gnade erwirkt mit ihrem süßen Weinen,
dass sie den Himmel selbst zwingt
mit jeder Träne, die in den Schleier sinkt.

Ich sah: Aus den Ästen fiel
(die Erinnerung ist süß)
ein Regen Blüten, der ihren Schoß gefüllt;

während sie sich in so viel
Glorie dort niederließ,
war sie in eine Wolke Liebe gehüllt.
Manche Blüte umspielt
das Kleid, manche wie Perlen
auf gediegenem Gold
liegen auf der Zöpfe Blond.
manche fällt ins Wasser oder zur Erden,
manche sagt, so scheint es mir,
in ihrem schönen Taumel: Amor herrscht hier.

Wie oft sagte ich, noch ganz
starr vor Furcht und vor Staunen:
Aus dem Paradies stammt diese ganz gewiss.
Da durch den göttlichen Glanz,
durch das Gesicht, die Augen,
das Lachen, alles andere vergessen ist,
verläuft nun ein Riss
zwischen mir und der Welt,
dass ich nur seufzen kann:
Wie komme ich dorthin und wann?
Denn ich glaubte mich in den Himmel gestellt.
Seither findet die Liebe
nur dort, in diesem Grün allein, noch Friede.

Wärst du, Canzone, so schön, wie du sein willst,
könntest du ein Herz dir fassen,
zu Menschen zu gehen, den Wald zu verlassen.

Brief an die Nachwelt

VIELLEICHT ist dir etwas von mir zu Ohren gekommen – obwohl es mir durchaus zweifelhaft erscheint, ob mein kleiner und unbekannter Name durch Raum und Zeit zu dringen vermag – und vielleicht möchtest du wissen, was für ein Mensch ich gewesen bin und welche Werke ich vollendet habe, vor allem natürlich bezüglich jener Werke, deren Ruf bis zu dir gedungen ist oder von denen du zumindest den Titel gehört hast. Was Ersteres betrifft, so werden die Meinungen der Menschen auseinandergehen, denn fast jeder redet so, wie es ihm gefällt und nicht wie die Wahrheit es fordert. Lob und Verunglimpfung kennen beide kein Maß.

Ich bin einer aus eurer Herde gewesen, ein sterbliches Menschlein. Meine Familie war weder besonders hohen, noch besonders niederen Standes, dabei aber (wie auch der Kaiser Augustus von seiner Familie sagt) alt. Meine Eltern waren ehr-

bare Leute, ursprünglich aus Florenz, ihr Vermögen war eher mittelmäßig, es grenzte, um die Wahrheit zu sagen, an Armut. Sie waren aus ihrer Heimat vertrieben worden und im Exil in Arezzo wurde ich geboren, im Jahre des Herrn 1304, am Montag, dem 20. Juni, in der Morgendämmerung.

Von Natur aus war mein Gemüt weder aufsässig noch rücksichtslos, und nur schlechte Gewohnheit vermochte das zu beeinträchtigen. Das Heranwachsen verwirrte mich, die Jugend verdarb mich, und erst das Alter brachte mich wieder ins Lot. Durch Erfahrung konnte ich die Wahrheit dessen erkennen, was ich schon lange vorher gelesen hatte, nämlich dass Jugend und Lust sämtlich eitel sind. So kann es schließlich auch der Schöpfer des Alls und der Zeiten gewesen sein, der mich aufrichtete, denn er lässt die elenden Sterblichen, die ganz aufgeblasen sind von ihrem Nichts, zuweilen in die Irre gehen, damit sie (wenn auch spät) ihre Sünden und sich selbst erkennen.

In meiner Jugend war mein Körper zwar nicht besonders kräftig, aber dafür flink. Großer Schönheit kann ich mich nicht rühmen, aber zumindest in meinen jungen Jahren konnte ich doch gefallen. Meine Hautfarbe war gesund, zwischen hell und dunkel, meine Augen waren feurig und ich sah für lange Zeit ziemlich scharf. Erst nach meinem sechzigsten Jahr ließ meine Sehkraft unvermutet nach, sodass ich zu meinem Unmut eine Brille zu Hilfe nehmen musste. Mein ganzes Leben lang war mein Körper sehr gesund und erst mit dem Alter überfielen mich die üblichen unzähligen Krankheiten.

Reichtümer habe ich immer zutiefst verachtet: nicht, weil ich nicht reich sein wollte, sondern weil ich all die Mühen und Sorgen so hasste, die ihre untrennbaren Begleiter sind. Unter all den verschiedenen Sorgen hätte ich dann auch diejenige um feines Essen gehabt. Ich aber habe bei schmaler Kost und einfachen Speisen ein fröhlicheres Leben geführt als all die Jünger des Apicius¹ mit ihren auserlesensten Köstlichkeiten. Sogenannte Gastmähler, Festbankette, die im Grunde das Gegenteil der Bescheidenheit und der guten Sitten sind, haben mir immer missfallen. Es erschien mir anstrengend und nutzlos, zu diesem Zweck andere einzuladen, und nicht weniger, von anderen eingeladen zu werden. Aber mit Freunden gemeinsam im vernünftigen Maß zu essen, machte mir so viel Freude, dass mir nichts willkommener war als ihr unerwarteter Besuch. Ich nahm keine einzige Mahlzeit absichtlich alleine zu mir. Nichts missfiel mir mehr als Pomp, nicht nur, weil er bössartig und das Gegenteil der Bescheidenheit ist, sondern weil er so aufwendig ist und sich mit der Ruhe nicht verträgt.

In meiner Jugend litt ich an einer überaus heftigen, aber einmaligen und ehrbaren Liebe. Ich hätte noch sehr viel län-

ger an ihr gelitten, wenn nicht der bittere, aber für mich vorteilhafte Tod das schon gemäßigte Feuer ausgelöscht hätte. Ich wünschte, ich könnte von mir sagen, ich sei völlig frei von Fleischeslust gewesen, aber würde ich das behaupten, würde ich lügen. Mit Bestimmtheit allerdings kann ich sagen, dass ich die Gemeinheit dieser Regung in meinem Herzen immer gehasst habe, mögen mich auch die Hitze meiner Jugend und meiner Neigung hingerissen haben. Bald danach, als ich mich meinem vierzigsten Jahr näherte und immer noch genügend Wärme und Lebenskraft in mir war, ließ ich nicht nur dieses unanständige Tun, sondern auch jegliche Erinnerung daran hinter mir, ganz so, als hätte ich nie im Leben eine Frau gesehen. Ich zähle es zu meinen größten Seligkeiten und Gott sei dafür gedankt, dass er mich aus einer so abscheulichen und mir stets so verhassten Sklaverei befreit hat, während ich noch gesund und bei Kräften gewesen bin. Aber nun zu anderem.

Hochmut habe ich an anderen beobachtet, aber nicht an mir. Obwohl ich nie sehr bedeutend gewesen bin, ging meine eigene Einschätzung immer dahin, noch unbedeutender zu sein. Mein Zorn hat oft mich geschädigt, niemals aber andere. Ohne zu zögern, rühme ich mich (denn ich weiß, dass ich die Wahrheit spreche), ein äußerst reizbares Gemüt zu besitzen, allerdings vergesse ich Beleidigungen sehr schnell, Wohltaten aber vergesse ich niemals.

Um die Pflege ehrbarer Freundschaft war ich auf das Eifrigste und Treueste bemüht. Das aber ist eine der Strafen des hohen Alters, dass man immer häufiger Tote zu beweinen hat. Die Vertraulichkeit mit Fürsten und Königen, die Freundschaft der Edlen ist mir zugefallen, und zwar so sehr, dass Neid sich regte. Die größten Könige meines Zeitalters haben mich geliebt und mich umsorgt. Warum, weiß ich nicht, das müssen sie selbst erklären. Ich war auf eine Art und Weise bei ihnen zu Gast, dass man fast sagen könnte, sie wären bei mir zu Hause gewesen. Aus ihrer Hoheit erwuchs mir kein Unbehagen, vielmehr fühlte ich mich sehr wohl. Vor einigen Fürsten aber, die ich sehr geliebt habe, bin ich geflohen. Eine so große Liebe zur Freiheit ist mir angeboren, dass ich mich bemühte, jedem auszuweichen, dessen Name allein schon in einem Gegensatz zur Freiheit zu stehen schien.

Mein Verstand und Talent waren eher ausgeglichen als besonders scharf, passend für jedes gute und zuträgliche Studium, ganz besonders aber zu Moralphilosophie und Poesie hingezogen. Mit dem Fortschreiten der Zeit jedoch habe ich Letztere vernachlässigt und habe meine Freude in den Heiligen Schriften gefunden; in ihnen fühlte ich nun eine verborgene Süße, die ich einst noch gering geschätzt hatte. Dichtkunst ist mir jetzt nur noch Schmuck.

¹ Marcus Gavius Apicius (ca. 25 v. Chr. – ca. 42), ein berühmter Feinschmecker und Prasser und vielleicht Autor eines erhaltenen römischen Kochbuchs.

Neben vielem anderen habe ich ganz besonders über dem Altertum gebrütet, denn meine eigene Zeit hat mich immer abgestoßen. Wenn nicht die Liebe zu den Meinen gewesen wäre, so hätte ich vollends gewünscht, in irgendeiner anderen Zeit als dieser geboren zu sein und dieses Jetzt ganz zu vergessen. Deshalb habe ich versucht, mich im Geiste in andere Zeiten zu versetzen. Daher haben mir die Historiker große Freude bereitet, wenn mich auch ihre Widersprüchlichkeit und Uneinigkeit verstimmt hat; im Zweifel folgte ich dem, was mir der Wahrheit am ähnlichsten schien, oder der Autorität des Autors.

Einige haben gesagt, meine Beredsamkeit sei klar und kraftvoll gewesen. Mir hingegen schien sie zerbrechlich und unverständlich. In gewöhnlichen Gesprächen mit meinen Freunden oder Vertrauten habe ich mich nie besonders um Beredsamkeit bemüht, und es wundert mich, dass der Kaiser Augustus sich damit solche Mühe gemacht hat. Wenn aber der Gegenstand selbst oder der Ort oder meine Zuhörer danach zu verlangen schienen, habe ich mir schon ein wenig Mühe gegeben, wenn ich auch nicht weiß, mit welchem Erfolg. Das mögen diejenigen beurteilen, in deren Gegenwart ich gesprochen habe. Solange ich ein gutes Leben gelebt habe, kümmert es mich wenig, ob ich auch gut gesprochen habe. Die Berühmtheit, die man nur mit dem Glanz der Worte zu erreichen versucht, ist mehr als flüchtig.

Mein Leben wurde bis jetzt entweder von der Fortuna oder von meinem Willen bestimmt.

Das erste Jahr meines Lebens, und nicht einmal das ganze, verbrachte ich in Arezzo, wo die Natur mich ans Licht geholt hat. Die sechs folgenden Jahre verbrachte ich in Incisa, in einem Landhaus meines Vaters, vierzehn Meilen südlich von Florenz, nachdem meine Mutter aus dem Exil zurückgerufen worden war. Mein achttes Jahr schließlich in Pisa, das neunte und die darauffolgenden auf der anderen Seite der Alpen in Gallien, am linken Ufer der Rhône. Avignon ist der Name der Stadt, wo der römische Papst die Kirche in einem schändlichen Exil hält und lange gehalten hat, wenn es auch vor einigen Jahren so schien, als würde Papst Urban v. sie wieder zu ihrem wahren Sitz zurückführen. Aus der Sache wurde aber offensichtlich nichts. Was noch schlimmer ist, die Rückkehr nach Avignon geschah noch zu Lebzeiten des genannten Papstes, gleichsam als würde er sein gutes Werk bereuen. Wenn er nur ein wenig länger gelebt hätte, hätte er ohne Zweifel erfahren, was ich über diesen Standort der Kirche denke. Ich wollte schon zu schreiben beginnen, als jener mit seinem ruhmreichen Beginnen zugleich sein Leben aufgab. Der Unglückliche! Wie glücklich hätte er vor dem Altar des Petrus und in seiner eigenen Heimat sterben können! Denn entweder wären seine

Nachfolger an seinem Sitz geblieben, was ihn zum Urheber des guten Werkes gemacht hätte, oder seine Nachfolger wären wieder fort nach Avignon gegangen, was seine Tugend und deren Schuld noch deutlicher gezeigt hätte. Aber diese Klage ist zu lang und stört hier nur. Ich kehre zur Ordnung zurück.

Dort also, am Ufer dieses stürmischen Flusses, verbrachte ich meine Kindheit unter der Führung meiner Eltern und meine Jugend unter der Führung meiner Eitelkeiten, allerdings nicht ohne längere Abwesenheiten. Vier Jahre etwa wohnte ich in der kleinen Ortschaft Carpentras, etwas im Osten der Stadt. An diesen beiden Orten lernte ich ein wenig Grammatik, Dialektik und Rhetorik, so viel man in diesem Alter eben lernen kann oder, besser gesagt, so viel sich eben in Schulen für gewöhnlich lernen lässt. Du weißt, liebster Leser, wie wenig das ist.

Dann begab ich mich zum Studium der Rechte nach Montpellier und blieb dort vier Jahre, dann weiter nach Bologna für drei weitere Jahre, wo ich alles über das bürgerliche Recht hörte. Ich wäre, wie viele Leute glaubten, ein vielversprechender Jüngling geworden, wenn ich das Begonnene zu Ende gebracht hätte. Ich aber brach das Studium sofort ab, als meine Eltern gestorben waren, und zwar nicht, weil mir die Rechtsgelehrsamkeit missfiel, die ohne Zweifel würdig und zu meiner Freude voller römischer Altertümer ist, sondern weil die Ausübung der Rechte durch die Nichtigkeit der Menschen verdorben wird. Es verdross mich, so viel Mühe für etwas aufzuwenden, was ich unehrlich nicht ausüben wollte und ehrlich kaum ausüben konnte. Andernfalls wäre mein guter Wille nichts als Unwissenheit gewesen.

Daher kehrte ich mit zweiundzwanzig Jahren nach Hause zurück. Zuhause nenne ich mein Exil in Avignon, wo ich seit dem Ende meiner Kindheit gelebt hatte: denn die Gewohnheit hat eine fast ebenso große Kraft wie die Natur. Dort begann ich allmählich, bekannt zu werden, und meine Gesellschaft wurde von großen Männern gesucht. Warum, das weiß ich ehrlich gesagt nicht, und heute wundere ich mich darüber. Damals aber wunderte ich mich gar nicht, denn meinem Alter entsprechend glaubte ich, alle möglichen Ehren verdient zu haben. Vor allen anderen nahm sich die berühmte und großzügige Familie Colonna meiner an, die damals in der Römischen Kurie verkehrte oder vielmehr ihr Glanz verlieh. Sie nahm mich mit so viel Ehre auf, wie ich sie, mag es jetzt auch anders sein, seinerzeit sicherlich nicht verdiente. Giacomo Colonna, damals Bischof von Lombez und ein so unvergleichlicher Mann, dass ich einen ähnlichen nie gesehen habe und auch kaum mehr sehen werde, nahm mich mit sich in die Gascogne, wo ich einen geradezu himmlischen Sommer am Fuße der Pyrenäen verbrachte, der sowohl den Herrn als auch seine Gesellschaft mit Freude erfüllte und dessen Erinnerung mich noch immer aufseufzen lässt. Nach der Rück-

kehr von dort lebte ich mehrere Jahre bei Kardinal Giovanni Colonna – nicht so sehr wie unter einem Herrn, sondern wie unter einem Vater, ja wie mit einem geliebten Bruder, geradezu wie mit mir selbst in meinem eigenen Haus.

In dieser Zeit verspürte ich die jugendliche Neigung, durch Gallien und durch Germanien zu reisen. Obwohl ich mir mehrere Gründe ausdachte, damit meine Vorgesetzten meiner Abreise zustimmten, war der einzige wahre Grund meine Neugier, mein Verlangen, viele Dinge zu sehen. Auf dieser Reise sah ich zum ersten Mal Paris und mit großer Freude erforschte ich, was an den Erzählungen und Geschichten über diese Stadt Wahres wäre.

Nach meiner Rückkehr ging ich nach Rom. Seit meiner Kindheit hatte ich den brennenden Wunsch gehegt, diese Stadt zu sehen. Dort kam ich zu Stefano Colonna, dem Oberhaupt dieser großzügigen Familie, einem Mann, der den Vergleich mit dem Altertum besteht. Ich wurde von ihm in einer Weise aufgenommen, dass man mich für einen seiner Söhne hätte halten können. Die Liebe und Zuneigung dieses hervorragenden Mannes für mich hielt beständig bis zum Ende seines Lebens, und noch jetzt lebt sie in mir fort und wird nicht enden, bis auch ich gestorben bin.

Schließlich kehrte ich wieder zurück, da ich für alle Städte, aber besonders für Rom, diese anstrengendste aller Städte, Abscheu, ja Hass empfinde, und suchte nach einem Rückzugsort, gleichsam einem Hafen. Ich fand ein sehr kleines, aber einsames und liebliches Tal namens Vaucluse, etwa fünfzehn Meilen von Avignon entfernt, wo die Königin aller Quellen, die Sorgue, entspringt. Von der Schönheit des Ortes war ich so eingenommen, dass ich ihn für meine Bücher und mich selbst als Aufenthalt wählte.

Es würde zu lange dauern, wenn ich im Einzelnen beschreiben würde, was ich dort so viele und viele Jahre lang getan habe. Um es auf den Punkt zu bringen: Ich habe dort fast alle meine Werke beendet, begonnen oder erdacht. Es war eine so große Zahl, dass sie mich bis auf den heutigen Tag beschäftigen und anstrengen. Denn so wie mein Körper war, war auch mein Geist: nicht besonders kräftig, aber dafür flink. Daher war vieles für mich einfach zu entwerfen, die Ausführung aber bereitete mir Schwierigkeiten.

Die Schönheit des Ortes bewog mich dazu, ein ländliches Werk zu schreiben, die *Hirtengedichte*, und ich schrieb auch die zwei Bücher *Über das einsame Leben*; Letzteres ist Philippe de Cabasole gewidmet, der in dieser Zeit nichts als der Bischof von Cavaillon war, heute aber der Kardinalbischof von Sabina ist. Er ist der letzte meiner alten Freunde, der noch am Leben

ist, er hat mich geliebt und liebt mich, aber nicht bischöflich, wie Ambrosius Augustinus,¹ sondern brüderlich.

In diesen Bergen überfiel mich bei einem Karfreitagsspaaziergang mit Macht der Gedanke, ein großes heroisches Epos über Scipio Africanus² zu schreiben, dessen Name mir, ich frage mich, warum, von Kindheit an besonders lieb gewesen war. Nachdem ich es mit großem Eifer begonnen hatte, wurde ich bald von verschiedenen Dingen abgelenkt und legte es beiseite. Dennoch gab ich dem Werk nach seinem Inhalt einen Titel, nämlich *Africa*, und es wurde, ob durch sein oder durch mein Schicksal weiß ich nicht, von vielen Menschen schon wertgeschätzt, bevor sie es gelesen hatten.

Während ich an diesem Ort weilte, erreichten mich, wie wunderbar es auch klingen mag, an ein und demselben Tag ein Brief des Senats der Stadt Rom und ein Brief des Kanzlers der Universität Paris. Sie wetteiferten darum, mich zu sich einzuladen und zum Dichter zu krönen. Jugendlich, wie ich war, rühmte ich mich dessen, glaubte mich zu allem würdig, wozu mich solche Männer für würdig erachteten, und dachte nicht an mein Verdienst, sondern nur an die Meinung anderer. Dennoch schwankte und zögerte ich ein wenig, welcher Stadt ich zusagen sollte. Ich fragte brieflich bei dem oben erwähnten Kardinal Giovanni Colonna um Rat. Er lebte nämlich so nahe bei mir, dass ich ihm spät am Tag schreiben konnte und schon am nächsten Vormittag die Antwort bekam. Ich folgte seinem Rat, dass die Autorität der Stadt Rom alles andere überwog. Die beiden Briefe, in denen ich um seinen Rat frage und diesen befolge, sind immer noch in meinem Besitz.

Ich ging also dorthin. Obwohl ich meinem Alter entsprechend ein äußerst gnädiger Richter meiner eigenen Werke war, errötete ich doch bei dem Gedanken, nur meinem eigenen Urteil und dem derer, die mich eingeladen hatten, zu folgen – auch wenn sie mich zweifellos nicht eingeladen hätten, wäre ich ihnen nicht dieser Ehre würdig erschienen. Also beschloss ich, mich zuerst nach Neapel zu begeben und den ausgezeichneten König und Philosophen Robert von Anjou aufzusuchen, dessen Herrschaft durch Bildung glänzte und der als einziger König des Zeitalters ein Freund der Wissenschaft und der Tugend war. Ich wollte seine Meinung über mich erfahren. Noch heute staune ich darüber, auf welche Art und Weise er mich beurteilt und aufgenommen hat, und auch du, Leser, wirst, glaube ich, staunen, wenn du es nun erfährst. Aber es ist eine ziemlich lange Geschichte.

Als er den Grund für mein Kommen hörte, geriet er in freudige Erregung, einerseits wohl aufgrund meiner jugend-

¹ Die beiden Kirchenväter Augustinus von Hippo (354–430) und Ambrosius von Mailand (339–397).

² Publius Cornelius Scipio (235–183 v. Chr.), genannt *Africanus*, römischer Feldherr, der den Karthager Hannibal Barkas (ca. 247–183 v. Chr.) schlug.

lichen Zuversicht, andererseits vielleicht, weil die Ehrung, die ich erstrebte, auch seinen Ruhm nicht unberührt lassen würde, da ich von allen Sterblichen nur ihn als meinen Richter erwählt hatte. Was soll ich sagen? Nach langen Gesprächen über die verschiedensten Dinge zeigte ich ihm meine *Africa*, die ihm so sehr gefiel, dass er sich die Widmung des Werkes als Geschenk erbat – was ich ihm nicht abschlagen konnte und auch sicherlich nicht wollte. Schließlich kamen wir zu dem, wofür ich gekommen war, und er bestimmte einen Tag, an dem er mich vom Mittag bis in den Abend bei sich behielt. Da der Gesprächsstoff sich ständig vermehrte und die Zeit zu kurz schien, verfuhr ich an den zwei folgenden Tagen genauso. Nachdem er meine Unwissenheit drei Tage lang überprüft hatte, beurteilte er mich als des Lorbeers würdig. Er bot mir an, mich in Neapel zu krönen, und drang heftig in mich, dem zuzustimmen. Aber die Liebe zu Rom besiegte den liebenswürdigen Nachdruck dieses Königs. Da ich also nicht von meinem Vorhaben abwich, gab er mir Briefe an den Senat von Rom und Herolde mit, die sein sehr günstiges Urteil über mich verkünden sollten. Das Urteil des Königs, das vieler anderer und vor allem mein eigenes Urteil stimmten damals überein. Heute stimme ich weder seiner noch meiner noch aller anderer Einschätzung zu: Denn seine Liebe und die Gunst für mein Alter überwogen in ihm das Bemühen um Wahrheit.

Ich ging nach Rom. Obwohl ich unwürdig war, wurde ich zur großen Freude der Römer, die bei dieser Feierlichkeit anwesend waren, mit dem Lorbeer zum Dichter gekrönt, in diesem Moment kaum mehr als ein ungeschliffener Student. Über all das habe ich auch Briefe in Versen und in Prosa geschrieben. Der Lorbeerkranz hat mir kein neues Wissen eingebracht, aber dafür umso mehr Neid. Aber auch diese Geschichte ist zu lang, um sie hier zu erzählen.

Ich verließ Rom und ging nach Parma zu den Fürsten Correggio, die zwar mir gegenüber äußerst liebenswürdig und freigiebig waren, aber untereinander im Streit lagen. Sie regierten die Stadt auf eine Art und Weise, die dort noch nie vorgekommen war und die meiner Meinung nach in diesem Zeitalter auch nicht mehr wiederkommen wird. Dort verbrachte ich einige Zeit. Während ich grübelte, ob die empfangene Ehre nicht einem Unwürdigen zugefallen war, stieg ich eines Tages auf einen Berg auf der anderen Seite des Flusses Enza, in der Gegend von Reggio, und kam in einen Wald namens Selva piana. Dort wurde ich plötzlich von der Schönheit des Ortes erschüttert und beschloss, die unterbrochene *Africa* zu über-

arbeiten. Und die Glut meines Geistes, die eingeschlummert schien, wurde wieder angefacht, und noch an diesem Tag begann ich zu schreiben, und auch in den folgenden Tagen schrieb ich etwas. Ich kehrte nach Parma zurück, fand mit Glück ein entlegenes und ruhiges Haus, das ich später kaufte und das mir noch immer gehört, und dort schrieb ich ganz entflammt und in kurzer Zeit das Werk zu Ende, worüber ich heute nur staunen kann. Selten wird irgendein Vater mit solcher Traurigkeit seinen einzigen Sohn zum Begräbnis zum Scheiterhaufen getragen haben wie ich dieses Buch, das ich unter solchen Schmerzen geboren habe. Wenn derjenige, der diese Zeilen liest, wüsste, wie viel Schmerz es mir bereitet hat, und sich, ach, klarmachen würde, wie viel Arbeit in diesem Werk verloren ging, dann würde er seine Tränen wohl kaum zurückhalten können.¹

Dann kehrte ich zur Quelle der Sorgue, in meine Einsamkeit auf der anderen Seite der Alpen zurück. Nach kurzer Zeit starb die ruhmreiche, aber, ach, im Niedergang begriffene Familie Colonna aus,² und ich machte mich wieder auf den Weg nach Italien. Ich war bereits vierundvierzig Jahre alt. Ich wandte mich nach Parma und nach Verona, und dank Gottes Gnade wurde ich überall viel besser aufgenommen, als ich es verdient hatte.

Einige Zeit später trug mir meine Berühmtheit das Wohlwollen von Jacopo da Carrara dem Jüngeren ein, einem vorzüglichen Mann, von dem ich nicht weiß, ob dieses Zeitalter unter seinen Fürsten seinesgleichen hat; oder besser gesagt, ich weiß, dass dem nicht so ist. Mit Briefen und Boten hatte er mich, sowohl jenseits der Alpen als auch überall in Italien, für viele Jahre bestürmt und ermüdet und meine Freundschaft gesucht. Obwohl ich mir nichts davon erhoffte, entschied ich mich, ihn zu besuchen und zu sehen, was es mit dieser beständigen Zuneigung eines mir unbekanntem großen Mannes auf sich hatte.

So kam ich also, wenn auch spät, nach Padua, wo ich von diesem Mann strahlendsten Angedenkens nicht so sehr wie ein Mensch empfangen wurde, sondern wie die glücklichen Seelen im Himmel, mit so viel Freude und so viel unschätzbaren Milde und Fürsorge, dass ich, da ich es vermutlich mit Worten nicht angemessen ausdrücken kann, davon schweigen möchte. Da er wusste, dass ich von Jugend an ein geistliches Leben geführt hatte, machte er mich unter anderem zu einem Kanoniker von Padua, um mich nicht nur an sich, sondern auch an seine Heimatstadt zu binden. Kurz gesagt, wenn sein Leben etwas länger gewesen wäre, dann wären meine Reisen und Irrfahrten zu Ende gewesen. Aber ach, nichts hat für

¹ Petrarca legt hier nahe, er habe die *Africa* vollendet und dann verbrannt. In Wirklichkeit wird er noch zwei weitere Jahrzehnte an dem Werk laborieren, das dennoch Fragment bleibt.

² Giovanni Colonna (geboren ca. 1295), Petrarcas Förderer, starb 1348 in der großen Pest.

die Sterblichen Beständigkeit, und wenn einmal etwas Süßes geschieht, endet es recht bald in Bitterkeit.

Nach nicht einmal zwei Jahren nahm Gott, der ihn mir und seiner Stadt und der Welt geschenkt hatte, Jacopo da Carrara wieder zu sich. Weder ich noch seine Stadt noch die Welt waren seiner würdig gewesen. Die Liebe täuscht mich nicht. Obwohl ihm ein Sohn nachfolgte, der äußerst klug und selbst ein großer Mann war und der mich ganz nach Art seines Vaters lieb und in Ehren hielt, blieb ich nach dem Tod dessen, der bezüglich des Alters besser zu mir gepasst hatte, nicht dort. Wiederum kehrte ich nach Gallien zurück, unfähig zu verharren, weniger von dem Wunsch getrieben, wiederzusehen, was ich schon tausendmal gesehen hatte, sondern um nach Art der Kranken durch einen Ortswechsel mit der Trauer fertigzuwerden.

Brief an Giovanni Boccaccio. Nichts Neues im Exil

DAMIT es nicht den Anschein hat, ich würde dich übergehen, möchte ich doch dem heutigen Boten etwas für dich mitgeben. Aber sei es, weil die Zeit so knapp ist, sei es aus Mangel an Dingen, sei es aufgrund der Fülle von Sorgen, die mich gerade mehr als gewöhnlich bedrücken, sei es wegen der lieblichen Hoffnung, mich bald wieder leibhaftig mit dir zu unterhalten und dich in Kürze schon wiederzusehen – genug Gründe jedenfalls, die mich entschuldigen mögen: Mir fällt im Moment nichts ein, was ich dir schreiben könnte, abgesehen eben davon, dass es nichts gibt, was ich dir schreiben könnte.

Denn es wäre völlig überflüssig, dir zu berichten, was sich hier in diesem Babylon für Geschichten zutragen. Zu dieser Sache habe ich in Briefen an einige Freunde schon vieles gesagt, und um ordentlich und abschließend zu erklären, wie sehr es mich bewegt, dazu habe ich nicht genügend Sprache. Wenn ich mich dem zuwende, was mich selbst betrifft, kommt meine Rede ins Stocken. Worauf kann ich noch zählen außer auf den Tod? Das ruft mir Seneca zu, wie ganz ähnlich schon Cicero es mir zurief, und so habe ich mich eben in die Herde derer zu zählen, die auf der Welt keinen Platz haben. Ich lebe nicht, ich bin nicht gesund, ich sterbe nicht, ich bin nicht krank. Ich werde erst dann gesunden und wahrhaft zu leben beginnen, wenn ich aus diesem Labyrinth herausgekommen bin. Das ist mein ganzer Zustand, das ist alles, was ich tue. Lebe wohl, und was dir auch Unangenehmes zustößt, vergleiche es mit diesem meinem Exil und schätze dich glücklich.

Avignon, den 1. April 1352

Invective gegen einen, der schlecht von Italien sprach (Kapitel V)

HÖREN wir also jetzt unseren gallischen Hahn oder besser unseren Raben, dessen weißes Gefieder durch dunkle Lügen schwarz geworden ist und der gelernt hat, Caesar und Augustus Guten Tag zu sagen. Hören wir, sage ich, sein Gekrächze und sein heiseres Geschrei, mit dem er seinen Schwachsinn wiederholt. Weil ich den Wein aus Beaune in Burgund getadelt habe – ich gebe zu, dass ich ihn nicht besonders liebe –, ruft er gleich aus: »Hört diese Gotteslästerung!« Oh du unwürdiger Mann, was für ein niederträchtiger Ausruf! Vielleicht aber ist er weniger unpassend als der Erste es war. Denn wissen wir etwa, ob er einer von denen ist, von denen der Apostel sagt, dass ihr Bauch ihr Gott sei? Wenn dem so ist, dann lästert der, der etwas gegen den Wein und gegen den Bauch sagt, folglich auch seinen Gott, das könnte also durchaus als eine Art Gotteslästerung erscheinen.

Ich aber sage gar nichts gegen den Wein, wie ich gegen kein Geschenk Gottes etwas sage, da ich weiß, dass alles gut ist, was von Gott geschaffen wurde. Aber ich tadle Trunksucht und Völlerei, die ihren Ursprung nicht in Gott, sondern in der Schlechtigkeit des Menschen haben. Es wurde schon oft festgestellt, dass auch Gutes durch Missbrauch zu Schlechtem führen kann, wie Wein zu Trunksucht, Gold zu Habgier, Eisen zu Grausamkeit und Schönheit zu Wollust. Da es der Durst nach dem Wein aus Beaune war, der der Kirche so viel Schaden zugefügt hat und nicht gezügelt werden konnte, so wünschte ich, dass dieser Wein, von dem so viel Unheil kam, samt und sonders verschwunden wäre.

Der ehrwürdige Trunkenbold nennt es also Gotteslästerung, als hätte ich (was mir fern sei) das Wort gegen Christus erhoben. Gerade aber weil ich Christus verehere und liebe, hasse ich, ich gestehe es, jenen Wein, wie gut er auch immer sein soll. Was mir der zornige Gallier entgegenschreit, ist wert, gehört zu werden: »Oh edle Rebe«, sagt er, »oh wertvolles Gift!« Dieses Letzte ist ausnahmsweise gar nicht schlecht gesagt, denn er ist ein Gift für den Geist, nicht für den Körper. Er aber fügt hinzu: »Mehr als jeder andere Wein ist er süß, gesund und freudvoll.« Das ist nicht nur eine nichtswürdige Behauptung, das ist auch falsch. Aber ich will aufhören, über Wein zu reden, damit ich nicht dem nacheifere, den ich verachte.

Er sagt: »Was für ein elender, unpassender Vorwand für deine Beschimpfungen!« Oh wie erbärmlich erträgt er den Schlag gegen seine ganze Glückseligkeit! Geh nur, leugne, dass

ein Weinfass sprechen kann, leugne, dass er ein Priester des Bacchus ist, wenn er gleich von Gotteslästerung spricht, sobald jemand es wagt, etwas gegen seinen heiß geliebten Burgunder zu sagen. Oh Himmel, oh Erde, oh Menschengeschlecht, oh katholisches Volk, das an Christus glaubt! Seinem Gott und Glauben zieht dieser Kerl seinen Burgunder vor, und im Streit um die höchsten Dinge zieht er nicht Christi Ruhm und Willen, sondern seinen Wein zurate. Ich hingegen, dem dieser Quell des Unheils verhasst ist, werde geradezu des Sakrilegs angeklagt, weil ich den Wein und noch einiges mehr angreife. Da wäre nämlich noch so einiges, allerdings gebieten mir Platon und meine Scham, davon zu schweigen. Übergehen wir das also, damit wir besser hören können, was dieses entflamte Mönchlein vorbringt, um sein höchstes Gut zu rächen.

Er sagt: »Dann lasse ihn also nicht in deinen Mund und lass den süßen Geschmack nicht deinen Hals durchströmen.« Was scheint euch das? Ist das nicht eine grandiose Rache? Er konnte mir tatsächlich nichts Schlimmeres wünschen als das, was für ihn das Schlimmste wäre. Für mich ist es keine schwere Strafe, da ich seine Ansichten und seinen Geschmack nicht teile. Wenn ich nie mehr Burgunder oder einen anderen Wein trinken würde, ich würde doch fröhlich leben. Über seinen Geschmack kann ich genau das sagen, was der heilige Augustinus mit geradezu ciceronianischen Worten über den Geruchssinn gesagt hat: »Um den Genuss der Düfte kümmere ich mich nicht viel: Wenn sie fehlen, vermisse ich sie nicht; wenn sie da sind, meide ich sie nicht; ich bin immer bereit, sie zu entbehren. So scheint es mir, wenn ich mich nicht vielleicht irre.« Genauso scheint es mir in Bezug auf allen Wein, wenn es auch sehr viel leichter sein kann, dass ich mich irre. Durch meine Erfahrung, durch das Beispiel der Kirchenväter und durch Seneca habe ich gelernt, dass es für das Leben des Menschen nicht mehr braucht als Brot und Wasser – für das Leben, wohlgemerkt, nicht für die Völlerei. Wie es Senecas Neffe¹ im Gedicht ausgedrückt hat: *Ein Fluss und Ceres sind genug für die Völker.*

Aber nicht für die Völker Galliens. Wenn ich ein Gallier wäre, würde ich das alles nicht sagen, sondern vielmehr den Wein aus Beaune als das höchste Glück des Lebens verteidigen und ihn in Hymnen, Gedichten und Liedern feiern.

Über unruhige Träume (*De remediis utriusque fortunae* II, 87)

LEID Ich werde von Träumen beunruhigt.

VERSTAND Wenn es wahr ist, was einst ein weiser Mann gesagt hat, dass nämlich *die Träume vielen Sorgen nachfolgen*, wie dem auch einer eurer Autoren zustimmt, dann wirst du deine unruhigen Träume vertreiben, wenn du das Übel bei der Wurzel packst und deine Sorgen vertreibst. Was sollen denn die vielen Sorgen, aus denen doch nichts Bleibendes entstehen wird, zudem in einem so kurzen Leben, für das von Anfang an gesorgt ist? Was gefällt dir daran, dich selbst zu quälen? Es ist eure eigene Gedankenlosigkeit, die euer Leben mit Sorge durchwirbelt und die Ruhe eures Schlafes stört. Die göttliche Vorsehung selbst wollt ihr mit euren Plänen übertreffen, und ihr hört nicht einmal das Gelächter, das aus dem Himmel erschallt und über euren Wahnsinn spottet, über euren Glauben, ihr könntet über eine Zeit verfügen, über die ihr weder Macht noch Kenntnis habt. Ihr hört ja nicht einmal Horaz, der ruft:

*Voll Weisheit hat die kommende Zeit ein Gott
vor uns in tiefe Dunkelheit eingehüllt;
er lacht nur, wenn die Sterblichen so
maßlos erzittern.*

Jeden Zeitpunkt aber zieht ihr für euer Unglück heran: Die Vergangenheit betrübt euch, die Gegenwart ängstigt euch, und vor der Zukunft zittert ihr. Ihr erhaltet den verdienten Lohn für diese überflüssigen Sorgen, indem ihr euch abmüht, solange ihr wach seid, und schlecht träumt, sobald ihr schlaft. Wenn es aber wahr ist, dass auch eine sorgenfreie Seele von Träumen beunruhigt wird, sei es durch die Natur des Menschen, sei es durch die Sünde, und wenn man zudem annimmt, dass von tausend Träumen vielleicht nur einer ein wenig Wahrheit enthält, ist es dann nicht besser, von bitteren Träumen beunruhigt zu sein, als sich von süßen schmeicheln zu lassen? Denn von einem betrüblichen Traum getäuscht zu werden, ist ein Anlass zur Fröhlichkeit, von einem fröhlichen aber, ein Anlass zur Betrübnis.

LEID Ich werde von Träumen gequält.

VERSTAND Hör einfach auf mit allen diesen Lappalien und du wirst Ruhe finden. Wenn das nicht geht, suche die Gesellschaft deiner Freunde, die in ähnlichen Umständen sind. Diese beiden Dinge habe ich dir neulich schon empfohlen, als du dich über Schlaflosigkeit beklagt hast.

¹ Der Dichter Lukan (39–65).

*Über die beschwerliche Berühmtheit
des Namens
(De remediis utriusque fortunae II, 88)*

LEID Ich bin berühmter und bekannter, als es mir recht ist.

VERSTAND Du verschmähst also die höchste Hoffnung der Feldherren und Fürsten, der Philosophen und Dichter: Wofür nehmen sie denn so viele Mühen, Kriege und Studien auf sich, wenn nicht, um berühmt zu sein und ihren Namen bekannt zu machen? Und erst die großen Künstler, arbeiten sie denn für etwas anderes? Phidias¹ hat es mit seiner Statue der Minerva deutlich gemacht, die als das größte Werk von Menschenhand gelten kann oder doch unter die größten gerechnet werden muss. Man hatte ihm untersagt, das Werk zu signieren, also meißelte er sein Gesicht auf den Schild der Statue, damit ihn jedermann erkennen konnte und es unmöglich war, ihn von seinem Werk zu trennen, ohne es zu zerstören. Er hoffte auf Berühmtheit als Lohn seiner Arbeit. Wenn nun aber jemand sagt, Künstler hätten es auf Geld und nicht auf Ruhm abgesehen, so gebe ich das für die gewöhnlichen Künstler zu, für die ausgezeichneten aber niemals. Dafür gibt es viele Beweise. Sie sparen für ihr Werk nicht mit der Zeit, nehmen auch Verluste auf sich und haben für das Geld nichts als Verachtung übrig – wenn sie nur gerühmt werden. Ein weiterer Beleg dafür ist die außerordentliche Beharrlichkeit jener vier Künstler, die für Artemisia, die Königin von Karien, das hochberühmte Denkmal ihres geliebten Ehemannes errichteten.² Sie waren mit der Aussicht auf reichen Lohn berufen worden, aber als vor der Vollendung des Werkes die Königin, von der sie den Lohn erhofften, verstarb, blieben sie doch alle einträchtig bis zum Ende bei der Arbeit und dachten an nichts anderes als an die Ehre, die ihnen das Werk für alle Zeit machen würde. Kurz gesagt: Alle Menschen begehren Berühmtheit, Ruhm und Ehre – und du allein willst sie wegen des bisschen Unannehmlichkeit nicht haben?

LEID Auch ich begehre von der Nachwelt hochgeschätzt zu werden. Aber nicht von meinen Zeitgenossen.

VERSTAND Warum das? Weil es größer, schwerer, seltener ist und weil die Berühmtheit zu Lebzeiten immer auch vom Neid bedrängt wird?

LEID Weil der Ruhm reiner erscheint, sobald man selbst nicht mehr da ist. Nichts überschreit ihn, nichts steht ihm im Weg. Solange man noch lebt, erregt Ruhm nur Widerspruch und bereitet uns Mühsal. *Denn über große Ehre wacht nur großes Mühsal*, wie es nicht schlecht gesagt worden ist.

VERSTAND Du bist entweder zu zimperlich oder zu träge, wenn du darauf hoffst, dass irgendetwas Großes ohne Mühe entsteht, wo doch schon das Kleinste genug Arbeit bereitet.

LEID Ich weise wirklich nicht die Arbeit von mir, sondern nur diese lästigen Unannehmlichkeiten. Wer soll es aushalten, ohne Unterlass besucht, belauert, befragt, bedrängt zu werden? Sich selbst völlig zu vernachlässigen, weil man den größten Teil des Tages in diesem kurzen Leben an andere verschleudert? Wer soll es schließlich aushalten, alle eigenen Bedürfnisse zu unterdrücken und den Sklaven für die Begehrlichkeiten der anderen zu machen? Hätte ich dieses Übel von Anfang an absehen können, es wäre nie zu meiner Berühmtheit gekommen, deren Kreuz ich nun zu tragen habe. Jetzt bringt es dieser unerträgliche Zustand dahin, die schönsten Anstrengungen und erlesensten Unternehmungen des Geistes zu behindern.

VERSTAND Ich bestreite gar nicht, dass das der Fall ist, sicherlich mag es hart sein – aber es ist erträglich, im Grunde ist es sogar zu beneiden und wünschenswert. Wie auch immer du es dir vorgestellt hast, es ist fast unvermeidlich: Gibt es in diesem Fall andere Auswege als Hochmut oder Faulheit? Ersterer wird dich gegen den gut gemeinten Wunsch, dich zu besuchen, beschützen; Letztere wird den Wunsch ganz auslöschen. Ein weiteres Heilmittel wäre es vielleicht, die Städte zu verlassen, aber wenn du wahrhaft berühmt bist, dann wird auch das nichts helfen. Überallhin wird die Berühmtheit dem folgen, der sie besitzt, und wo auch immer er sich niederlässt, da wird sie mit ihm sein. Weder auf dem Land noch in den Wäldern hört der auf, berühmt zu sein, der einmal in den Städten berühmt gewesen ist. Der Blitz des Namens kann sich nicht verbergen: Aus der Dunkelheit leuchtet er hervor, er zieht die Augen und die Seelen zu sich hin. Hast du nie von Dandamis, dem berühmten alten Brahmanen, gehört, den Alexander der Große in der hintersten Einöde Indiens aufgesucht hat, oder von dem Kyniker Diogenes, den derselbe König unter dem rollenden Dach seiner Tonne besuchte? Hast du nie von Scipio Africanus gehört, der auf

¹ Phidias (ca. 500–ca. 430 v. Chr.), ein griechischer Bildhauer, schuf mit der Zeus-Statue in Olympia ein Weltwunder der Antike. Seine Minerva (Athene) stand im Parthenon in Athen.

² Das Grabmal des Satrapen Mausolos II. (gest. 353 v. Chr.), nach dem heute noch alle *Mausoleen* benannt sind, ebenfalls ein Weltwunder der Antike.

seinem unwirtlichen und wüsten Landgut Liternum selbst den Besuch von friedlichen Räubern, die seine Tugend verehrten, und von Feldherren feindlicher Reiche, die über das Meer zu ihm kamen, empfangen hat? Wusstest du nicht, dass zu Titus Livius Gäste aus dem hintersten Germanien und aus Spanien nach Rom kamen? Ist dir nicht bekannt, dass sich selbst die Kaiser Roms in die schrecklichsten Einöden begaben, um dort die heiligen Einsiedler zu sehen? Ich übergehe den König Salomon. Welcher berühmte Mann hat je Mangel an Besuchern gehabt? Freunde und Bekannte freuen sich über ein Gespräch, über Geschichten, die man sich erzählt; die Unbekannten geben sich mit dem Anblick zufrieden. Es liegt nämlich eine gewisse, schwer fassbare Süße in der Gegenwart großer Männer, die nur der fühlt, der sie genießt. Sag also nicht, dass du das lästig findest. Es mag anstrengend sein, das gebe ich zu, aber es ist auch rühmlich.

LEID Die Berühmtheit meines Namens zerrüttet mich.

VERSTAND Wenn du sie loswerden willst, musst du erst die Tugend loswerden, aus deren Wurzel sie gewachsen ist. Wenn du das aus guten Gründen nicht willst, musst du eben gleichmütig die Bürde tragen, nach der sich so viele Menschen ihr Leben lang und unter den größten Anstrengungen sehnen, wie du dich selbst vielleicht einst danach gesehnt hast. Ertrage es also, dass so viele dich sehen wollen, denn sie tun es aus Liebe zu dir und deinem Namen.

LEID Überall feiern sie mich, es ist eine Belastung und erregt meinen Überdruß.

VERSTAND Es wäre dir also lieber, wenn man dir übelwollen und dich verstoßen würde?

LEID Zahllose Menschen verehren mich, dass ich den Ekel davor bekomme.

VERSTAND Erkenne darin ein Geschenk Gottes: Er ehrt dich, damit auch du ihn gerne ehrst, und damit du es bereust, wenn du ihm die Ehre versagst. Alle Ehre und alles Gute, das einem Menschen von Menschen gegeben wird, kommt von Gott.

LEID Übermäßige Ehre und dicht gedrängte Besuche sind aber schreckliche Dinge.

VERSTAND Zugegeben. Aber die Wurzeln dieser Beschwerlichkeit sind die süßesten: Liebe und Verehrung. Wenn du deiner Seele diese beiden zu schmecken gibst, dann wird

auch das, was dich stört, deine Zustimmung finden. Balanciere das Bittere durch die Süße, nicht nur in dieser Angelegenheit, sondern in allem, was dir im Leben begegnet. In diesem Leben wirst du selten einen Honig finden, in den nicht auch etwas Galle gemischt wäre, aber meistens überwiegt das Bittere.

LEID So viel Berühmtheit ermüdet mich.

VERSTAND Das kommt vor. Wir wissen etwa, dass der göttliche Kaiser Vespasian am Tag seines Triumphzuges von Widerwillen gegen all den würdevollen Aufwand gepackt wurde und sich laut beklagte, der Triumph sei ihm und seinen Vorfahren weder angemessen noch erwünscht, er sei zu alt für solch hohlen Pomp. Wenn nun schon die Berühmtheit an sich nicht erstrebenswert ist, so muss man doch ihre Ursachen hochschätzen und lieben und selbst in der Vereinsamung nicht aufgeben, nämlich Tugend und Fleiß. Eine ruhmreiche Mühe ist um vieles wünschenswerter als eine Ruhe aus Faulheit.

LEID Ich werde gekränkt von all diesen Leuten, die mich auf der Straße grüßen.

VERSTAND Der Philosoph Chrysipp teilt diesen Ekel mit dir. Wer teilt ihn eigentlich nicht mit dir, abgesehen von denen, die – mit Vergil zu reden – sich am Hauch des gemeinen Volkes erfreuen? Jener Philosoph ist besonders berühmt für diese Klage, weil, wie ich glaube und wie es überliefert ist, die dicht gedrängten und unerwarteten Besuche diesen scharfsinnigen Mann, der sich glühend seinen Studien hingab, so sehr durcheinanderbrachten, dass er selbst sagte, sie würden ihn *zum Tode führen*. Du aber sollst dich nicht beklagen. Was du dir gewünscht hast, ist geschehen, du bist im Volk berühmt. Wenn dem nicht so wäre, müsstest du nicht so oft zurückgrüßen. Du hättest dich verbergen können, hättest schweigen können, es dir, wie man sagt, an dir selbst genug sein lassen können und so das Leben führen, das überall als das beste bezeichnet wird. Ihr aber wollt bekannt und berühmt in den großen Städten sein, ohne dabei auf Muße, Freiheit und Ruhe zu verzichten. Das heißt so viel, wie mitten im Sturmwind auf dem Meer stillstehen zu wollen. Zu guter Letzt spricht Hochmut aus dir, wenn du nicht heiteren Sinnes die Stimmen und Gunstbezeugungen deiner Freunde ertragen kannst. Die eigentliche Aufgabe besteht schließlich darin, gleichgültig die Beschimpfungen deiner Feinde über dich ergehen zu lassen.

Der grenzenlose Kunst und Weitsicht zeigt (*Rerum vulgarium fragmenta* IV)

Der grenzenlose Kunst und Weitsicht zeigt
in seinem Wunder wirkenden Beruf,
der diese und die andre Halbkugel schuf
und Jupiter mehr als Mars zur Sanftmut neigt,

kam und erwies der Bücher Wahrhaftigkeit,
die lang man unter Schleiern umsonst gesucht;
er zog die Fischer¹ zu sich mit seinem Ruf
und hin zu ihrem Platz im Himmelreich.

Doch nicht in Rom gab er der Welt die Ehre,
sondern in Judäa, weil er es liebt,
wenn die Demut den ersten Platz erhält.

Auch jetzt ein Dorf, das uns eine Sonne gibt,
sodass Natur und Ort ihn dankend ehren,
denn eine derart schöne Frau kam zur Welt.

Ich sänge derart neue Lieder der Liebe (*Rerum vulgarium fragmenta* CXXXI)

Ich sänge derart neue Lieder der Liebe,
dass täglich tausend Seufzer der harten Brust
entfliehen müssten, tausendmal zur Lust
selbst den eisigen Geist es brennend triebe;

dass schöner Wangen Farbe nicht lang bliebe,
die Augen mitleidsvoll ein Tränenfluss,
wie bei jenen, die sich fremder Qual bewusst
sind und selber reuig irren nach Frieden;

dass rote Rosen sich im Schnee erheben,
vom Hauch bewegt, und sich Elfenbein enthüllt,
das den versteinert, dem es vor Augen steht;

und alles an ihr, das dies kurze Leben
mir erträglich sein lässt, denn mit Stolz erfüllt
es mich, habe ich doch bisher überlebt.

¹ Die Fischer sind die zukünftigen Apostel Christi am See Genezareth.

Wenn es nicht Liebe ist, was fühle ich dann? (*Rerum vulgarium fragmenta* CXXXII)

Wenn es nicht Liebe ist, was fühle ich dann?
Doch ist es Liebe, Gott, was soll das sein?
Ists gut, was flößt es bittren Tod mir ein?
Ists schlecht, was fühlt so süß die Qual sich an?

Brenn ich mit Willen, woher ich klagen kann?
Wenn widerwillig, was nutzt dann all mein Schrein?
Oh Tod im Leben, oh lustvolle Schinderei,
du beherrscht mich, erkenn ich dich auch nicht an?

Will ichs, so sollte ichs nicht Unglück nennen.
Zwischen wechselnden Winden auf schwachem Kahn
befinde ich mich auf offnem Meer ohne Steuer,

mein Wissen so wenig, tief dunkel im Wahn,
den eignen Willen kann ich nicht erkennen,
im Sommer frier ich, fange winters Feuer.

Zur Schützenscheibe hat mich Amor gemacht (*Rerum vulgarium fragmenta* CXXXIII)

Zur Schützenscheibe hat mich Amor gemacht,
zu Schnee in der Sonne und Wachs in der Glut,
Nebel im Wind; und, meine Dame, nichts tut
mein Schrei um Gnade, heiser und ungeschlacht.

Den Hieb hat Euer Auge mir beigebracht,
nicht Zeit noch Ort machen, dass die Wunde ruht;
denn Ihr seid für mich Sonne und Wind und Glut,
wenn Ihr auch wie über ein Spiel dazu lacht.

Augen sind Sonne, Pfeile die Gedanken,
das Sehnen Feuer; mit diesen Waffen schlägt
mich Amor, er blendet und vernichtet mich;

die Worte, Gesänge, die aus Himmeln sanken,
sie sind, im süßen Atem, der sie trägt,
der Hauch; er weht, mein Leben verflüchtigt sich.

Ich finde nicht Frieden und scheue den Krieg (*Rerum vulgarium fragmenta* CXXXIV)

Ich finde keinen Frieden und scheue den Krieg;
fürchte und hoffe; brenne und bin aus Eis;
ich fliege hoch, während ich am Boden lieg;
mit leerer Hand umarme ich den Erdenkreis.

In einem Kerker gefangen, den es nicht gibt,
bin ich ihm niemals nah, doch an ihn geschweißt,
denn Amor tötet mich nicht, gefangen, besiegt,
wie er mich nicht leben lässt, noch der Qual entreißt.

Ich sehe ohne Augen, sprachlos schreiend;
will untergehn und dass mich Hilfe erreicht;
mir selbst nur Hass, dem andern Liebe zeigend.

Ob Tod, ob Leben, missfällt mir beides gleich;
ich weide mich am Schmerz und lache weinend:
Das ist mein Zustand, meine Dame, wegen Euch.

Mein Schiff kreuzt, zum Rand gefüllt mit Vergessen (*Rerum vulgarium fragmenta* CLXXXIX)

Mein Schiff kreuzt, zum Rand gefüllt mit Vergessen,
in tiefer Winternacht auf dem rauen Meer
durch Skylla und Charybdis; am Steuer ist er,
mein Todfeind und mein Gebieter, gesessen.

An den Rudern kühne Gedanke, vermessen,
Unwetter und Schiffbruch kümmern sie nicht sehr;
ein feuchter, ewiger Sturmwind, der begehrt,
seufzt und hofft, hat meine Segel zerrissen.

Regen aus Tränen und Nebel aus Sorgen
durchtränken, ermüden die schwachen Wanten,
die aus Irrtum und Dummheit geflochten sind.

Die beiden Leitgestirne sind verborgen.
Wissen und Können in den Wellen ertranken,
sodass der Zweifel an jedem Hafen beginnt.

Was tust, was denkst du? (*Rerum vulgarium fragmenta* CCLXXIII)

Was tust, was denkst du? Du schaust nur mehr zurück
zu der Zeit, die nicht mehr wiederkommen kann?
Du, Seele ohne Trost, was fachst du an
mit weitem Holz das Feuer, das in dir zuckt?

Was ich einst schrieb und malte Stück für Stück,
das sanfte Wort, der süße Blick, ist lang
aus dieser Welt gehoben; erkenn es an,
du fragst danach zu spät und ohne Glück.

Erneuere das nicht, was dich niederschlägt,
lass den verfehlten Gedanken, der dich reut,
und suche, was zum Ziel dich sicher trägt.

Dem Himmel zu!, weil hier uns nichts mehr freut:
Vom Übel ist das, was man als Schönheit wägt,
weil es, ob tot, ob lebend, den Frieden verscheucht.

Lactantii Firmiani de ira dei
sequuntur capitula.

- P**robentium in quo premittes ordinem discendorum ad habendam ueritatem docet deum esse cognoscendum. ¶ Capitulum. i. ¶ Aduertit sepe. ¶ Fo. C. xlii.
 De gradibus per quos ad ueritatem ascenditur, et quod de ipsis gradibus deiciatur. ¶ Capitulum. ii. ¶ Nam cum sint gradus. ¶ Folio. C. xlii.
 Quod nullus asseruit deum irasci et gratia non moueri. ¶ Capitulum. iiii.
 Primum illud. ¶ Folio. C. xlii.
 Contra Epicurum disputat qui negabat deum irasci: gratificari: et omnia prouideri. ¶ Capitulum. iiii. ¶ Quod sequitur. ¶ Folio. C. xlii.
 Contra stoicos dicentes in deo fore gratiam sed non iram. ¶ Capitulum. v.
 Existimantur stoici. ¶ Folio. C. xlii.
 Quod deus irascitur. ¶ Capitulum. vi. ¶ Hee sunt de deo. ¶ Folio. C. xlii.
 Quod philosophi errant. Et quod homines ab aliis astantibus maxime differunt religione. que hominis est propria. ¶ Capi. vii. ¶ Cum sepe philo. ¶ Fo. C. xlii.
 Contra Epicurum religionem subuertentem. Et quod religio sic habenda. ¶ Ca. viii. ¶ Dissoluitur autem. ¶ Folio. C. xlii.
 Varias opinioniones de mundi opificio & gubernatione enumerat. ¶ Capitu. ix. ¶ Cum sententiae philosophorum. ¶ Folio. C. xlii.
 Quod mundus dei prouidentia factus sit & gubernetur. ¶ Capitulum. x.
 Qui nolunt diuinam prouidentiam. ¶ Folio. C. xlii.
 Vtrum unius dei an plurimum deorum prouidentia mundus regat & constet. ¶ Capitulum. xi. ¶ Quoniam constitit. ¶ Folio. C. li.
 Quod religio sit. et hominis sit. ¶ Capitulum. xii. ¶ Nunc quoniam. ¶ Folio. C. lii.
 Quod omnia bona quae mala hominis gratia facta sunt. ¶ Ca. xiii. ¶ Si consti. ¶ Fo. C. lii.
 Cur deus fecerit hominem. ¶ Capi. xiiii. ¶ Sequitur ut ostendat. ¶ Folio. C. lii.
 Unde ad hominem peccata proueniunt. ¶ Capi. xv. ¶ Hic fortasse. ¶ Fo. C. lii.
 Quae materia sit in deo miseratio: gratiae uel irae. ¶ Ca. xvi. ¶ Querit. ¶ Fo. C. lii.
 Quod deus administrat mundum. et regit hominum actus. et per consequens irascitur. ¶ Capitulum. xvii. ¶ Deus inquit Epicurus. ¶ Folio. C. lii.
 Quod sine ira peccata non corriguntur. ¶ Ca. xviii. ¶ Quid opus est. ¶ Fo. C. lii.
 Quod homo ex corpore uicia: et ex anima uirtutes habeat. Et quod cum uelit deus homines bonos: eorum uiciis irascitur. ¶ Capi. xix. ¶ Sed quoniam. ¶ Folio. C. lii.
 Quod malorum felicitas irae dei non contradicat. Et quod sic deus patientissimus. ¶ Capitulum. xx. ¶ Si potest igitur. ¶ Folio. C. lii.

Laktanz: *Opera*. Subiaco, gedruckt von Konrad Sweynheym und Arnold Pannartz, 29.x.1465. (GW M1654I) Fol. 8v, Inhaltsübersicht von Laktanz' *Über den Zorn Gottes* (nachträglich von Hand rubriziert).


Zwei Deutsche, Konrad Sweynheym und Arnold Pannartz, bringen die Technik des Buchdrucks als Erste nach Italien. Über das Leben der beiden ist wenig bekannt. Ihre Druckerei eröffnen sie 1464, nicht in der Nähe der Kundschaft, wie man meinen könnte, sondern im Bergdorf Subiaco, in der Nähe von Rom, im dortigen Benediktinerkloster Santa Scolastica. Von ihrem ersten Buch, der lateinischen Grammatik des Donatus für Kinder, ist kein Exemplar erhalten. Es folgen Werke von Cicero, Laktanz und Augustinus. Spätestens 1467 ist die wirtschaftliche Situation unhaltbar geworden und die beiden siedeln nach Rom über. Aber rentabel ist das Geschäft auch dort nicht. 1473 trennten sich ihre Wege, Sweynheym arbeitet an Landkarten für eine Ausgabe des Ptolemäus (erschienen 1478), Pannartz beschäftigt sich verstärkt mit antiker Geschichtsschreibung. Beide sterben 1476 in Rom.

Der Erzähler und Lexikonautor


GIOVANNI BOCCACCIO




wird **1313** in Certaldo, einem Dorf in der Nähe von Florenz, oder in Florenz selbst geboren. Er ist der uneheliche Sohn des wohlhabenden Kaufmannes Boccaccino di Chelino, über die Mutter ist kaum etwas bekannt. Giovanni wächst bei seinem Vater in Florenz auf, der ihn legitimieren lässt, und erhält eine ordentliche Schulbildung, die ihn auf das Kaufmannsleben vorbereiten soll. 1327 siedelt er mit dem Vater nach Neapel über. Der Übergang von der bürgerlichen, kaufmännischen Stadt Florenz in die kosmopolitisch-royale Weltstadt Neapel, in der der kunst- und kulturliebende König Robert von Anjou residiert, muss ein Kulturschock sein. Giovanni studiert weiter und unter besseren Bedingungen, entwickelt eine Neigung zur Literatur, der Vater lässt ihn Jura studieren. Ein Glück für den jungen Boccaccio, dass an der Universität Neapel mit Cino da Pistoia einer der größten Lyriker seiner Zeit auf dem Lehrstuhl für Rechtsgelehrsamkeit sitzt und dass er zudem Zugang zum kulturellen Leben des Hofes findet. Mitte der Dreißigerjahre entstehen die ersten Werke, von Anfang an schreibt er lateinisch und italienisch. 1340 kehrt er mit seinem Vater, den Geschäfte nötigen, nach Florenz zurück – ausgesprochen widerwillig. Boccaccio sucht vergebens eine literarische Anstellung in Ravenna und in Forlì und kehrt Ende 1347 wieder nach Florenz zurück. In Florenz erlebt er auch das Wüten des Schwarzen Todes, der großen Pest von 1348. Er verliert zahlreiche Freunde und Familienmitglieder und beginnt am *Decamerone* zu schreiben, das ungefähr 1351 fertig wird. Es wird der wohl berühmteste

Text über diese epochemachende Seuche. Schon 1350 lernt er  Francesco Petrarca kennen, den er schon zuvor gelesen und bewundert hat. Die beiden schließen eine Freundschaft, die hält, bis sie beide 1374 und 1375 kurz nacheinander sterben.

Ab 1350 wird Boccaccio auch verstärkt von der *signoria* von Florenz als Diplomat eingesetzt, man schickt ihn nach Ravenna, nach Padua, nach Neapel, zu Ludwig v. von Bayern, schließlich auch nach Avignon zum Papst und nach Mailand. Vor allem aber sind die Fünfzigerjahre eine Zeit verstärkten Studiums der antiken Klassiker. Boccaccio holt den gelehrten, aber unbequemen Leontius Pilatus aus dem griechisch geprägten Kalabrien nach Florenz und erwirkt, dass 1360 für ihn der erste Griechischlehrstuhl Westeuropas eingerichtet wird. Damit kann der italienische Humanismus dreisprachig werden.


Ab Mitte der 1360er-Jahre zieht sich Boccaccio mehr und mehr nach Certaldo, etwa 40 Kilometer südwestlich von Florenz gelegen, zurück, vor allem aus gesundheitlichen Gründen. Dennoch nimmt er noch Gesandtschaften auf sich, 1365 nach Avignon, 1367 nach Rom, beide Male zum Papst. Seine letzten größeren Reisen führen ihn zu Petrarca, der sein Alter in Arquà, in der Nähe von Padua, verbringt, und nach Neapel. Einer seiner engsten Gefolgsleute in Florenz ist in seinen letzten Jahren  Coluccio Salutati, der sein kulturelles Erbe antreten wird. Am 21. Dezember 1375 stirbt Boccaccio in seinem Haus in Certaldo.

Giovanni Boccaccio ist der jüngste im großen Trio der italienischen Literatur, den *tre corone fiorentine*, den drei Kronen von Florenz. Er steht für die erzählende Prosa, neben den beiden Dichtern, die mit ihm verbunden sind: Er ist ein Freund des älteren Francesco Petrarca, er hält Vorlesungen über den damit historisch gewordenen Dante. Dem Werk und dem Leben Dantes gelten auch Boccaccios späteste Schriften, darunter der *Trattatello in laude di Dante*, eine biographische Lobschrift, durch die Dante endgültig zum Geistesheros aufsteigt. Boccaccios Werk ist umfangreich – und ganz, wie es sich gehört, beginnt es mit Liebesdichtungen und Versen. So entstehen in Neapel Verserzählungen wie die *Caccia di Diana* und der *Filostrato*, auch in der Sammlung der *Rime* finden sich Neapel und dessen Umgebung, etwa das sittengefährdende Thermalbad Baiae, das  Giovanni Pontano so herrlich besingen wird. Im weiteren Verlauf seines Lebens wird Boccaccio noch andere längere Verserzählungen schreiben, phantasievolle Variationen über die Liebe zwischen Menschen, Göttern und Halbgöttern – die geographische Note verschiebt sich in die Gegend von Florenz und Fiesole, so im *Ninfale fiesolano* oder im Prosastück *Comedia delle ninfe fiorentine*.

Noch in die neapolitanische Phase Boccaccios fällt der Roman *Filocolo*. Der Begriff »Roman« ist dabei nicht leicht zu nehmen: Der *Filocolo* ist der erste seiner Art in Europa, ein Roman in Prosa, in Volkssprache. Er erzählt die abenteuerliche Liebesgeschichte von Floire und Blancheflor, einem seinerzeit europaweit sehr populären Stoff, hier italienisiert zu Florio und Bianciflore: Der Sohn des Königs von Spanien und das Waisenmädchen wachsen gemeinsam und in Liebe auf (sie lernen lesen mit der *Liebeskunst* Ovids, was bleibt ihnen also anderes übrig), werden getrennt und müssen unzählige Abenteuer bestehen, um am Ende wieder im *lieto fine* vereint zu sein. Die Passage im vierten Buch des *Filocolo*, aus der unser Ausschnitt stammt, weist eine strukturelle Verwandtschaft zum *Decamerone* auf: Ein Kreis von Leuten setzt sich zusammen und erzählt. Allerdings sind es hier nicht Novellen oder kleine Geschichten, sondern – herrliches Gesellschaftsspiel – knifflige Fragen aus dem großen Bereich der Liebe. Was tun? Wie den anderen beobachten, wie interpretieren? Und nicht zuletzt: die Geburt der Liebe und der Gemeinschaft aus dem Geiste des Gesprächs, des teilhabenden Austausches, des gemeinsamen Rätsels, das wichtiger ist als die Lösung.

Berühmt ist Boccaccio bis heute vor allem für sein *Decamerone*, das grandiose Buch der hundert Novellen, das voll heiterer Derbheit, abenteuerlicher Erotik, aber auch voll weiser, weltlicher Skepsis steckt. Die Beschreibung der großen Pest von 1348 in Florenz ist große realistische Literatur und

Geschichtsquelle zugleich. Die Verunsicherung, die von der Seuche ausgeht, ist tief greifend und prägt die folgende Epoche. Im *Decamerone* wie in der Wirklichkeit sterben die Sodomitener ebenso wie die Heiligen, die Armen ebenso wie die Reichen. Das Selbstbewusstsein, zu wissen, was Gott für uns geplant hat, in dieser Welt und in der nächsten, ist verloren. Es gibt keine unverrückbaren Orientierungspunkte, keine ewigen Geltungen mehr, sondern nur noch Verhandlungssachen, Situationen. Erfahrung erhebt sich über Weisheit. Es schlägt die Stunde des flinken Köpfchens und des Wortverdrehers. Bereits in der ersten Novelle wird ein sündenfeister Unhold als Heiliger verehrt, weil er zu reden und zu lügen versteht, weil er noch in der letzten Beichte als Manipulator brilliert. Die Moral von der Geschichte: Vielleicht ist er doch im Himmel. Wir wissen es nicht.

Aber Boccaccio ist nicht nur ein Autor der Verunsicherung und Gegenwart, der Lebenslust und Weltskepsis, er ist auch wie sein Vorgänger Petrarca ein großer Sammler und Kompilator, der altes Wissen neu ordnet, aufbereitet, sichert und verbreitet. Solche dezidiert humanistischen Werke prägen vor allem das Spätwerk. Besonders seine Wissenszusammenstellungen von teils enzyklopädischem Ausmaß entfalten als Nachschlagewerke eine ungeheure Wirkung. So schreibt er eine Sammlung von exemplarischen Lebensbeschreibungen berühmter und nachahmenswerter Männer und Frauen, das *De casibus virorum illustrium*, in der es nicht so sehr darum geht, historisch Verbürgtes gegen Mythologisches abzugrenzen, als vielmehr einen Kanon von Moral und Tugend aufzufächern, einprägsam gemacht und bewiesen durch die Lebensläufe der großen Alten. Ebenso aufgebaut ist das Werk *De mulieribus claris*, *Über berühmte Frauen* – das erste Werk dieser Art, das sich ausschließlich Frauen widmet. Dass Giovanni Boccaccio systematisch die Partei der Frauen ergreift wie später  Mario Equicola, ist zwar nicht der Fall, aber ohne Zweifel stellt es eine Aufwertung dar, wenn Boccaccio ein Werk in Ergänzung zu Petrarcas *De viris illustribus* schreibt; seine hart misogynen Traumerzählung *Corbaccio* ist von anderem Geist getragen.

Boccaccio kompiliert, kommentiert und vermittelt nicht nur die berühmten Persönlichkeiten der Antike, sondern auch die berühmten Berge, Flüsse, Wälder, Seen und Landschaften (*De montibus, silvis, fontibus, lacubus, fluminibus, stagnis seu paludibus et de nominibus maris liber*), und vor allem die Götter mit seinem *De genealogia deorum gentilium*: Diese beiden Werke prägen als Nachschlagewerk für Autoren, Künstler und Leser die ganze spätere Renaissance. Als Organisationsprinzip in dem gewaltigen Dickicht der antiken Götterwelt wählt Boccaccio die Genealogie, also die Stammbäume der verschiedenen Götter.

Das ist mitunter in der Navigation etwas verwirrend, weil die Verwandtschaftsverhältnisse vieler Göttinnen und Götter unklar sind, aber es ist von Anfang an lehrreich – und nicht zuletzt ist es in seiner eigentümlichen Mischung aus verschiedenen Wissensbereichen, aus Antikenbegeisterung, Christentum und Rationalismus ein Werk, das das schmückende Beiwort »schillernd« wirklich verdient. Das Götterlexikon, das Hugo IV., dem König von Zypern, gewidmet ist, gilt Boccaccio selbst als sein Hauptwerk.

Kynthos und Kaukasus

(*Rime* I, 63)

Kynthos und Kaukasus, Ida, Sigeion,
Libanon, Sena, Karmel und Menalos,
Olymp, Rifeus, Lilybaion, Athos,
Ismus und Hermon, Massico, Kithairon,

Ätna, Pachino, Peloro, Borion,
Vesuv, Gauro, Balbo und Arakynthos,
Apennin, Alpen, Pyrenäen, Pindos,
Atlas, Hacho und Gibraltar und Kaulon

und andre Berge haben solche süßen
Schatten für ihre Schäfer nie gebreitet
wie jene von Miseno¹ waren für mich:

In ihnen nämlich zeigt mir Amor sich
gnädig, Kühlung in mein Feuer zu gießen
und meinem Leid ein Ende zu bereiten.

- 1 Der Ort Miseno, benannt nach einem Gefährten des Aeneas, liegt im Norden des Golfes von Neapel.
- 2 Baiae, ebenfalls im Norden des Golfes von Neapel gelegen, ist bekannt für Ausschweifung und Bäder.
- 3 Lucrezia, eine legendenhafte Tugendheldin der römischen Frühzeit, wählt nach einer Vergewaltigung durch den Königssohn Sextus Tarquinius den Freitod.
- 4 Kleopatra VII. (69–30 v. Chr.), Herrscherin Ägyptens und sinnbildliche *femme fatale* des Altertums.

Derjenige, Miseno, nach dem man dich

(*Rime* I, 64)

Derjenige, Miseno, nach dem man dich
benannt hat und dessen Aschen noch liegen
in deiner Erde, wo sie geblieben
sind und wohl auch bleiben werden ewiglich,

rief mit seiner Trompete das Volk zu sich,
begeisterte sie zu Waffen und Kriegen,
und, als sie dann mit Aeneas bestiegen
das Schiff, auch zum Ruderschlag auf die Gisch.

Doch du bist zum Schoß und zum Tempel geweiht
des Friedens, der Liebe, der Freude allein,
würdig, dass die Ewigkeit dich nicht vergisst.

Ich weiß das wohl, denn in dir fand all mein Leid
ein Ende, und voll Fröhlichkeit lässt mich sein
derjenige, der mein Herr und König ist.

Wenn mich in Baiae der Himmel und das Meer

(*Rime* I, 65)

Wenn mich in Baiae² der Himmel und das Meer,
die Erde, die Wellen, die Seen, die Quellen,
die vertrauten und unbekanntenen Stellen,
mit Angst erfüllen, verwundert das nicht sehr.

Dort kümmert man sich um nichts anderes mehr
als um Fest und Gesang, mit leeren grollen
Worten verführt man die nicht so hellen
Köpfe, erzählt Liebeleien hin und her.

Und da dort Venus so ungebunden tanzt,
kam schon oft eine Lucrezia³ dorthin,
die dann als Kleopatra⁴ nach Hause ging.

Ich weiß das wohl und deshalb habe ich Angst,
dass bei meiner Dame diejenigen sind,
die ihr Herz öffnen; und die bleiben darin.

Welcher Liebende wird geliebt?
(*Filocolo* IV, 19/20)

FILOCOLO setzte sich zur Linken der Königin und sie sagte zu ihm: »Junger Mann, macht den Anfang und legt uns eine Frage vor. Da wir nun alle hier ordentlich versammelt sind, werden die anderen nach Euch je ihre Fragen stellen.« Filocolo antwortete ihr und begann zu erzählen:

»Herrlichste Dame, diesem Auftrag will ich sofort gehorchen. Ich erinnere mich, dass in meiner Heimatstadt eines Tages ein großes Fest gegeben wurde, zu dem sich zahlreiche Ritter und Damen die Ehre gaben. Auch ich war auf diesem Fest. Als ich meinen Blick über die Anwesenden schweifen ließ, sah ich zwei sehr hübsche, junge Männer, die beide eine ausgesprochen schöne junge Frau in einer Art und Weise ansahen, dass es unmöglich war zu entscheiden, wer von den beiden stärker durch ihre Schönheit in Flammen stand. Wie lange die beiden sie auch ansahen, machte sie doch keinem von ihnen schönere Augen.

Die beiden Jungen fingen an, sich über das Mädchen zu unterhalten, und soweit ich ihre Worte mithören konnte, behauptete jeder von den beiden, verliebter in sie zu sein als der andere, und jeder von ihnen verwies auf bestimmte Gesten des Mädchens, die seine Meinung zu stützen schienen. Sie blieben lange bei dieser Frage und redeten und redeten und wollten schon fast anfangen, sich zu beschimpfen, als sie erkannten, dass sie schlecht daran taten, denn es konnte ihnen nur Schaden und Schande bringen und musste sicherlich auch das Missfallen des Mädchens erregen. Sie kamen also darin überein, vor die Mutter des Mädchens zu treten, die ebenfalls auf dem Fest war. Sie trugen ihr Anliegen vor, nämlich dass niemandem auf der Welt ihre Tochter so sehr gefallen würde wie ihnen, dass sie aber ratlos seien, wer von ihnen nun der Tochter besser gefiel und wer von ihnen ihre Gunst erhalten könnte. Damit es kein Zerwürfnis zwischen ihnen gebe, baten sie die Mutter, ob sie nicht der Tochter auftragen könnte, ihnen mit Worten oder Gesten zu zeigen, wen sie vorziehen und mehr lieben würde. Die so gefragte Dame lachte und antwortete, dass sie das gerne tun würde. Sie rief ihre Tochter herbei und sagte: »Meine schöne Tochter, jeder dieser beiden liebt dich mehr als sich selbst, und sie sind uneins darüber, wem du den Vorzug geben würdest. Deshalb bitten sie dich inständig, dass du ihnen mit einem Zeichen oder einem Wort Gewissheit verschaffst. Tu ihnen den Gefallen, damit aus der Liebe, aus der stets Friedliches und Gutes entstehen soll, nicht das Gegenteil entsteht, und lass in deinem Gesicht deutlich werden, zu wem sich deine Seele neigt.« Das Mädchen sagte: »Das gefällt mir.«

Sie sah die beiden einige Zeit an und bemerkte, dass der eine einen Kranz aus frischen Zweigen und Blumen auf dem Kopf trug, der andere aber nicht. Das Mädchen, das ebenfalls einen Kranz aus grünen Blättern trug, nahm also ihren Kranz und setzte ihn dem Jungen auf, der keinen hatte; sogleich nahm sie dann den Kranz des anderen und setzte ihn sich selbst auf. So ließ sie die beiden stehen und ging zurück zum Fest, indem sie sagte, sie habe nun der Mutter gehorcht und ihnen den Gefallen getan. Die Jungen blieben zurück und kamen wieder zu ihrer alten Frage und jeder sagte, dass das Mädchen ihn mehr lieben würde. Der, dessen Kranz sich das Mädchen auf den Kopf gesetzt hatte, sagte: »Ganz sicherlich liebt das Mädchen mich mehr als dich, denn indem sie meinen Kranz nahm, wollte sie deutlich machen, dass ihr das Meine gefällt, und mich an sich zu binden; dir aber hat sie ihren Kranz gleichsam als Abschiedsgruß gegeben, denn sie wollte kein Unrecht tun und deine Liebe unbelohnt lassen, denn ihren Kranz hast du dir verdient.« Der andere behauptete genau das Gegenteil und antwortete: »Du hast recht, das Mädchen liebt das Deine mehr als dich, weshalb sie es auch genommen hat; aber mich liebt sie mehr als das Meine und deshalb hat sie mir etwas von sich gegeben. Es ist nicht das Zeichen einer Belohnung zum Abschied, wie du sagst, sondern das Zeichen für den Beginn der Freundschaft und der Liebe. Wer eine Gabe empfängt, steht in der Schuld des Gebenden: deshalb hat sie, vielleicht im Zweifel über mich, mir ein Geschenk gegeben, um sich meiner zu versichern und mich in ihrer Herrschaft zu binden, als ob ich ihr nicht längst schon verbunden gewesen wäre. Wie kommst du auf die Idee, dass sie dir je etwas geben würde, wenn sie dir von Anfang an etwas nimmt?« Bei dieser Streitfrage verweilten sie lange Zeit und gingen schließlich auseinander, ohne sich geeinigt zu haben. Nun also frage ich: Große Königin, wenn Euch die letztgültige Entscheidung in dieser Sache obliegen würde, wie würdet ihr urteilen?«

Mit Augen, in denen liebliche Lichter funkelten, und mit einem Lächeln wandte sich die schöne Dame an Filocolo und sagte nach einem leichten Seufzer: »Eine schöne Frage habt Ihr uns vorgelegt. In jedem Falle hat das Mädchen sehr klug gehandelt und haben die beiden Jungen ihr Anliegen je gut verteidigt. Aber da Ihr mich nun auffordert, das letzte Urteil zu sprechen, so will ich es folgendermaßen tun: Mir scheint (und so müsste es wohl jedem erscheinen, der genau hinsieht), dass das Mädchen den einen liebt, aber den anderen nicht hasst und insgesamt ihren Entschluss für sich behält. Scheinbar tut sie zwei widersprüchliche Dinge, und das tut sie nicht ohne Grund, denn sie möchte sich der Liebe des einen, den sie selbst mehr liebt, versichern und die des anderen nicht verlieren – das ist eine kluge Handlung. Um nun zu unserer Frage zurück-

zukommen, wem von den beiden sie mehr Liebe bezeigt, so sage ich, dass sie denjenigen stärker liebt, dem sie ihren Kranz gegeben hat. Das scheint mir aus folgendem Grund so zu sein: Wenn ein Mann oder eine Frau jemanden lieben, dann sind sie durch die Kraft dieser Liebe dem geliebten Gegenüber derart hingegeben, dass sie ihm mehr als alles gefallen wollen, und um sich noch stärker zu verbinden, greifen sie auf Geschenke oder Dienste zurück; das steht fest und ist offenbar. Wir können beobachten, dass Liebende in jeder möglichen Art und Weise versuchen, sich das Geliebte geneigt und gefällig zu stimmen, dass sie auf allerlei Wege sinnen, ihm eine Freude zu machen und mit immer brennenderem Gesicht das Ersehnte zu erbiten. Dass dem so ist, wie ich sage, das zeigen die Taten der entflammten Dido, die in Liebe zu Aeneas brannte und versuchte, ihn mit Ehrbezeugungen und Geschenken einzufangen, aber nicht den Mut hatte, den unsicheren Pfad der unverständlichen Frage zu gehen. Entsprechend versuchte das Mädchen, denjenigen in ihre Schuld zu bringen, den sie stärker liebte. Daher behaupte ich, dass der Jüngling, der den Kranz zum Geschenk erhielt, von dem Mädchen stärker geliebt wurde.«

Ein Gastmahl von Hühnern und einige anmutige Worte (Decamerone 1, 5)

Die Markgräfin von Monferrato wehrt mit einem Gastmahl von Hühnern und einigen anmutigen Worten die wahnsinnige Liebe des Königs von Frankreich ab.

Die Geschichte, die Dioneo erzählt hatte, hatte zu Beginn den zuhörenden Damen etwas Scham im Herz aufkommen lassen, wovon die ehrbare Röte auf ihren Gesichtern ein deutliches Zeichen gab; dann aber hatten sie einander angesehen, kaum das Lachen verkneifen können und lächelnd zugehört. Als die Geschichte zu Ende war, stichelten und neckten sie ihn und wiesen ihn darauf hin, dass man dergleichen nicht im Kreis von Damen erzählen darf. Die Königin wandte sich an Fiametta, die neben ihr im Gras saß, und befahl ihr, nun als Nächste in der Reihe zu erzählen. Diese blickte sie mit verschmitztem und fröhlichem Gesicht an und begann:

Einerseits, weil es mir Freude macht, dass wir uns vorge-

nommen haben, mit unseren Geschichten zu zeigen, wie viel eine schöne und schlagfertige Antwort vermag, und andererseits, weil es bei Männern viel Verstand verrät, wenn sie die Liebe einer Frau von höherer Abstammung erstreben, und es ebenso für alle Frauen ein dringender Ratschlag ist, sich vor der Liebe eines höhergestellten Mannes zu hüten, aus diesen Gründen also ist es mir in den Sinn gekommen, nun die Geschichte zu erzählen, wie eine edle Frau sich in Tat und Wort gehütet und den Mann auf Abstand gebracht hat.



Der Markgraf von Monferrato¹ war ein Mann von hohem Wert, ein Bannerträger der Kirche. Er war über das Meer gefahren, um an einem Feldzug teilzunehmen, den die ganze Christenheit mit bewaffneter Hand führte. Von seinem hohen Wert erzählte man sich auch am Hofe König Philipps des Schielenden,² der sich gerade in Frankreich auf denselben Feldzug vorbereitete, und einer seiner Ritter bemerkte, dass es unter dem Himmel kein mit dem Markgrafen und seiner Frau vergleichbares Ehepaar gebe: gerade so, wie der Markgraf für alle seine Tugenden unter den Rittern berühmt sei, so sei es seine Frau unter allen Frauen dieser Welt für ihre Schönheit und ihren Wert. Diese Worte drangen in den Geist des Königs von Frankreich ein, sodass er, ohne sie je gesehen zu haben, sogleich in heißer Liebe zu ihr entbrannte. Er nahm sich vor, für den anstehenden Feldzug keinen anderen Weg zu nehmen als den über Genua, denn so, auf dem Landweg, hatte er die ehrbare Gelegenheit, ja Pflicht, die Markgräfin von Monferrato zu besuchen. Da der Markgraf nicht anwesend war, rechnete er sich gute Chancen aus, seine Sehnsucht in die Tat umzusetzen. Nach diesem Plan befahl er alles auszufüh-

¹ Nach der Chronologie müsste hier Corrado degli Aleramici (ca. 1140–1192), Markgraf von Montferrat, gemeint sein, der es durch militärische Erfolge bis zum König von Jerusalem brachte und in diesem Amt bald von Assassinen ermordet wurde. Allerdings stimmen die Familienverhältnisse Corrados nicht mit der Novelle überein.

² Philippe II. Auguste (1165–1223), König von Frankreich, brach 1190 zum Dritten Kreuzzug auf.

ren, er schickte alle seine Mannen als Vorhut voraus, machte sich mit einer kleinen Gesellschaft aus Edelmännern auf den Weg, und als er sich dem Gebiet der Markgräfin näherte, schickte er einen Tag vor der Ankunft die Nachricht zu der Dame, dass sie ihn erwarten solle und er zum Essen komme.

Die kluge und umsichtige Dame antwortete fröhlich, dass dies eine allergrößte Ehre und er herzlich willkommen sei. Dann dachte sie darüber nach, was es bedeuten sollte, dass ein solcher König zu Besuch komme, wo doch ihr Gatte nicht da war, und sie irrte sich nicht in der Vermutung, dass der Ruf ihrer Schönheit den König angezogen hatte. Nichtsdestotrotz bereitete sie als ehrbare Frau alles vor, um ihm Ehre zu erweisen, sie ließ die zu Hause gebliebenen Edelmänner zu sich rufen, sie plante und ordnete alle nötigen Dinge an. Aber das Festessen und die Speisenfolge wollte sie ganz alleine bestimmen. Ohne zu zögern, ließ sie im Umland einige Hühner zusammenfangen, und aus diesen ließ sie von ihren Köchen verschiedene Gerichte für das königliche Festmahl zubereiten. Der König kam also am bezeichneten Tag und wurde von der Dame mit Feierlichkeiten und Ehren empfangen. Der König erblickte sie und noch über das hinaus, was er sich durch die Worte des Ritters vorgestellt hatte, erschien sie ihm schön und wert und gesittet. So groß war sein Erstaunen, so hoch sein Lob für sie, dass seine Begierde gerade um so viel stärker aufloderte, als er fand, dass die Dame alles bei Weitem übertraf, was er bisher von ihr gedacht hatte. Nach etwas Ruhe in den Zimmern, die mit allem reich ausgeschmückt waren, was sich bei der Bewirtung eines solchen Königs gehört, war auch bald die Essenszeit gekommen, und der König und die Markgräfin setzten sich an einen Tisch, während die anderen ihrem Rang entsprechend an anderen Tischen Platz nahmen.

Der König wurde nun nach und nach mit vielen Gerichten und mit köstlichen und kostbaren Weinen bedient, und auch abgesehen davon, dass er hin und wieder die wunderschöne Markgräfin betrachtete, hatte er das größte Vergnügen. Als ihm aber Gericht um Gericht vorgesetzt wurde, begann der König sich zu verwundern, da er erkannte, dass all die unterschiedlichen Gerichte aus nur einer Zutat, nämlich Huhn, zubereitet waren. Der König kannte die Gegend, in der er sich befand, und wusste, dass dort in den Wäldern eine Fülle von Wild zu finden sein musste, und er hatte der Dame rechtzeitig Bescheid gegeben, um Zeit für eine Jagd zu lassen. Wie sehr er sich auch über all das wunderte, so wollte er doch das Wort an die Dame nur in Bezug auf ihre Hühner richten, und mit fröhlichem Gesicht wandte er sich also an sie und sagte: »Meine Dame, gibt es denn in dieser Gegend nur Hühner und keinen einzigen Hahn?«

Die Markgräfin verstand den Sinn dieser Frage sehr gut und es schien ihr, Gott habe ihr, ihrem Wunsch folgend, einen guten Augenblick gegeben, um ihre Haltung zu zeigen. Sie wandte sich also freimütig zum König und antwortete: »Das nicht, mein Herr, aber die Frauen sind hier, wie sehr sie sich auch durch Kleider oder Ehren voneinander unterscheiden mögen, doch genauso gebaut wie überall sonst auch.«

Kaum hatte er diese Worte gehört, begriff der König den Sinn des Hühnerfestmahls und die Tugend, die in diesen Worten verborgen lag. Er erkannte, dass es nicht geraten schien, sich mit einer solchen Dame auf ein Wortgefecht einzulassen, und dass Gewalt nicht angebracht war. Und so unvorhergesehen, wie er sich für sie entflammt hatte, ebenso klug machte er sich nun daran, ehrbar dieses Feuer von Übel wieder zu löschen. Ohne sie weiter zu sticheln, aus Angst nämlich vor ihren Antworten, speiste er ohne alle Hoffnung weiter. Als das Essen beendet war, bedankte er sich sogleich für alles, als wolle er durch eine geschwinde Abreise die zweifelhafte Ehre seiner Ankunft verschleiern, empfahl sie Gott und begab sich nach Genua.

Eine Grobheit auf anständige Art und Weise sagen (Decamerone VI, 9)

*Guido Cavalcanti¹ sagt mit einem bissigen Spruch einigen
Florentiner Edelleuten, die ihn überrascht haben, auf anständige
Art und Weise eine Grobheit.*

KAUM hatte die Königin gehört, dass Emilia mit ihrer Geschichte ans Ende gekommen war und dass niemand mehr an der Reihe war außer jenem, der sich das Recht erbeten hatte, als Letzter erzählen zu dürfen, begann sie folgendermaßen zu sprechen:

Obwohl ihr mir heute schon, ihr anmutigen Frauen, zwei Geschichten weggeschnappt habt, die ich mir zu erzählen vorgenommen hatte, so ist mir doch immerhin noch eine weitere übrig geblieben. An ihrem Ende findet sich ein bissiger Spruch, der vielleicht mehr als jeder andere einen hohen Sinn in sich schließt.

Zunächst sollt ihr wissen, dass früher in unserer Stadt ausgesprochen schöne und lobenswerte Sitten herrschten, von denen aber heute nichts mehr geblieben ist: Dank des Geizes, der hier gemeinsam mit dem Reichtum gewachsen ist

¹ Guido Cavalcanti (ca. 1258–1300), ein Dichter der Generation Dantes, berühmt für seine düsteren und philosophisch aufgeladenen Liebesgedichte.

und der sie alle vertrieben hat. Eine dieser Sitten war etwa, dass sich an verschiedenen Orten in Florenz die Edelmänner eines Viertels zusammaten und Gruppen einer bestimmten Größe bildeten, wobei sie darauf achteten, dass jedes Mitglied die Kosten umstandslos tragen konnte. Jeder von ihnen hielt der Reihe nach eine Tafel ab und lud an dem ihm bestimmten Tag die ganze Gruppe zum Essen ein. Oft ehrten sie bei diesen Gastmählern ausländische Edelmänner, wenn sie ihrer habhaft werden konnten, und auch Bürger der Stadt. Zumindest einmal im Jahr legten sie an einem Festtag die gleichen Kleider an und ritten gemeinsam durch die Stadt oder veranstalteten Turniere, vor allem zu den höchsten Festen oder wenn eine glückliche Nachricht die Stadt erreichte, von einem Sieg oder Ähnlichem.

Unter diesen Gruppen war auch eine um den Herrn Betto Brunelleschi. Betto und seine Freunde hatten schon viele Versuche unternommen, um Guido di Cavalcante de' Cavalcanti an sich zu ziehen, und das nicht ohne Grund. Denn er war nicht nur einer der besten Logiker, die es auf der Welt gab, und ein herausragender Naturphilosoph (wobei sich die Gruppe um diese Dinge nicht besonders kümmerte), sondern auch ein überaus anmutiger und höflicher und leutseliger Mann. Alles, was er sich vornahm und was ein Edelmann können sollte, konnte er besser als andere. Darüber hinaus war er äußerst reich und wen immer er für wert hielt, den ehrte er mit allem, wonach sich fragen lässt. Aber Betto hatte es noch nie fertiggebracht, ihn bei sich zu haben. Er und seine Freunde vermuteten den Grund darin, dass Guido sich hin und wieder, ganz in Nachdenken versunken, aus dem Verkehr mit den Menschen zurückzog. Weil Guido manche Meinungen der Epikureer teilte, sagten sich die einfachen Leute, dass dieses Nachdenken nur auf den Nachweis gerichtet war, dass kein Gott sei.

Nun geschah es eines Tages, dass Guido vom Orto San Michele durch den Corso degli Adimari nach San Giovanni spaziert war, ein Weg, den er häufig ging. Er befand sich gerade zwischen einigen großen Marmorsarkophagen, die heute zum Teil in Santa Reparata, zum Teil aber noch um San Giovanni stehen, den Porphyrssäulen, die dort stehen, und der Porta San Giovanni, die geschlossen war. Betto kam mit seinen Leuten zu Pferd über die Piazza Santa Reparata, sah Guido dort zwischen den Gräbern und sagte: »Lasst uns ihm einen Streich spielen!« Sie trieben ihre Pferde an, dass es zum Scherz wie ein Angriff aussah, und ehe sich Guido versah, hatten sie ihn schon umzingelt und sagten: »Guido, du lehnt

es also ab, Teil unserer Gruppe zu sein. Aber sag, was willst du denn damit anfangen, wenn du irgendwann herausfindest, dass es keinen Gott gibt?«



Guido, der sich eingeschlossen fand, gab ihnen prompt zur Antwort: »Meine Herren, bei euch zu Hause könnt ihr zu mir sagen, was immer euch gefällt.« Kaum war das gesagt, legte er eine Hand auf einen der großen Sarkophage und sprang, flink wie er war, über ihn auf die andere Seite, befreite sich so und ging fort.

Die anderen blieben zurück und sahen einander an und kamen zu dem Schluss, dass Guido ein Idiot war und dass seine Worte rein gar nichts zu bedeuten hatten, denn an dem Ort, an dem sie sich aufhielten, hatten sie nicht mehr zu befehlen als alle anderen Bürger auch und Guido nicht weniger als einer von ihnen. Betto aber sagte zu ihnen: »Ihr seid die Idioten, wenn ihr ihn nicht verstanden habt. Er hat uns auf anständige Art und Weise die größte Grobheit der Welt gesagt. Wenn ihr es recht betrachtet, sind diese Sarkophage die Häuser der Toten, da man die Toten hineinlegt und sie dort wohnen. Guido aber nennt sie unser Haus, um uns zu verstehen zu geben, dass wir und all die anderen dummen und ungebildeten Leute im Vergleich zu ihm und den Gebildeten noch schlimmer sind als tot, sodass er behaupten kann, dass wir hier bei uns zu Hause sind.«

Da begriffen sie alle, was Guido gemeint hatte, und schämten sich und spielten ihm nie mehr einen Streich und hielten Betto von diesem Tag an für einen feinsinnigen und klugen Edelmann.

Venus

(*Genealogia deorum gentilium* III, 22 | 23)

III.22

Über die große Venus,
die sechste Tochter des Himmels

Die große Venus war, wie Cicero in seinem Werk *Über die Natur der Götter* schreibt, die Tochter des Himmels und des Tages, und obwohl er noch bemerkt, dass es drei weitere gab, so bekräftigt er doch, dass diese die erste gewesen ist. Obwohl es den Anschein hat, dass die vielen Erzählungen rund um die verschiedenen Venusse unterschiedslos sind, so wollen wir zunächst betrachten, was zu dieser ersten gehört, und das Übrige übergehen; nicht, weil nicht alle Erfindungen zu ihr passen könnten, sondern weil sie erst dann zur Sprache kommen sollen, wenn es besser passt.

Der Sohn dieser Venus soll der zweifache Amor gewesen sein, wie Ovid bezeugt, wenn er sagt: »Sei mir gnädig, sagte ich, Mutter des zweifachen Amor« usw. In Bezug auf den Vater aber herrscht Uneinigkeit, denn manche nennen Jupiter, manche Liber¹ als Vater. Ebenso steht es um die Grazien, die ebenfalls ihre Töchter genannt werden. Des Weiteren heißt es, dass sie einen Gürtel namens *cestos* besitzt, den sie anlegt, wenn sie ihren rechtmäßigen Ehepflichten nachkommt; man sagt auch, dass sie weitere Verbindungen mit Männern und Frauen ohne den Gürtel eingegangen ist. Es heißt des Weiteren, dass sie die Nachkommen der Sonne hasste, weil die Sonne ihren Ehebruch mit Mars ihrem Gatten Vulkan offenbart hatte. Zudem stehen die Tauben unter ihrem Schutz. Wenn sie mit einem Wagen dargestellt wird, wird dieser von Schwänen gezogen, unter den Bäumen ist ihr die Myrte heilig, unter den Blumen die Rose. Theodontius² berichtet darüber hinaus, dass sie die Furien im Haus des Mars gastlich empfangen hat und Vertrautheit mit ihnen pflegte. Und wie es auch mit vielen anderen Götter so geht, wird auch sie mit vielen verschiedenen Namen genannt, etwa Venus, Cytherea, Acidalia, Hesperus, Lucifer und Vesperugo. Sollte es noch weitere geben, übergehe ich sie, um zu erklären, was bisher gesagt wurde.

Da gut und gerne alles oder fast alles, was über sie gesagt oder erfunden wurde, mit den Eigenschaften des Planeten Venus zusammenhängen wird, so halte ich es für angebracht,

zunächst die Meinung der Astrologen darzulegen, um dann einfacher zu verstehen, was die Dichter gesagt haben. Da ich auch in anderem Albumasar³ und dem ehrwürdigen Andalò del Negro⁴ gefolgt bin, so möchte ich auch hier auf ihre Aussagen über die Art und Kraft des Planeten und dessen, worum er sich dreht, zurückgreifen. Sie beschreiben also Venus als eine Frau von phlegmatischem Humor, zudem nächtlich, den Freunden gegenüber bescheiden und mild, voll scharfsinniger Gedanken für das Dichten von Gesängen, lachend über Meide, verlogen, leichtgläubig, großzügig, geduldig und sehr umgänglich, aber ehrbar im Handeln und Aussehen, lustig, wollüstig, äußerst schmeichlerisch und voller Verachtung für körperliche Stärke und geistige Schwäche. Des Weiteren bedeutet Venus die Schönheit des Gesichts und die Anziehungskraft des Körpers, die Zier aller Dinge und ebenso die Verwendung kostbarer Salben, köstlicher Düfte, das Spiel mit Würfeln und Steinen oder Schach und weiters Trunkenheit und Feste, Wein, Honig und alles, was mit Süße und Wärme zu tun hat, und auch jegliche Form von Fleischeslust, Anzüglichkeiten und vielfältigem Beischlaf, sie ist die Patronin der Statuen und Gemälde, des Kränzebindens und Kleidertragens, der Gewebe aus Gold- und Silberfäden und der höchsten Freude an Gesang und Gelächter, Tanz, Saiten- und Flötenspiel, Hochzeiten und dergleichen mehr.

Aber gehen wir weiter und schälen die Rinde von den Erfindungen. Dass sie Tochter des Himmels und des Tages genannt wird, ist aus dem Verständnis des Planeten naheliegender, denn er scheint am Himmel befestigt zu sein und sich mit ihm zu bewegen, als wäre er von ihm hervorgebracht. Tochter des Tages heißt der Planet aufgrund seiner Helligkeit, denn er wirkt strahlender als andere Sterne. Dass sie den zweifachen Amor geboren hat, entbehrt nicht des Mysteriums; als Begründung müssen wir uns vor Augen führen, was der ehrwürdige Andalò immer zu sagen pflegte, dass nämlich der allmächtige Gott Vater, als er die Maschine der Welt gebaut hat, zum Wohl der zukünftigen Lebewesen keinen Überfluss und keinen Mangel zuließ. So ist es also zu glauben, dass er die überhimmlischen Körper, so großartig, so leuchtend und so geordnet in ihrer selbstständigen und von anderer Bewegung bewegten Bahn, nicht nur zum Schmuck erschaffen hat, sondern dass er auch eine Vielzahl von Kräften schuf, die diesen untergeordnet sind, sodass sich durch ihre Bewegung und ihren Einfluss die Jahreszeiten im Kreislauf unterscheiden, sterbliche Wesen gezeugt werden, die gezeugten Wesen gebo-

¹ Liber ist ein altitalischer Fruchtbarkeitsgott, mit Bacchus gleichgesetzt.

² Theodontius war der Autor eines heute verlorenen Werkes zur Mythographie, er ist nur aus den Zitaten Boccaccios bekannt.

³ Albumasar (ca. 787–886), persischer Astronom und Astrologe.

⁴ Andalò del Negro (1260–1334), Astronom und Astrologe am Hofe Robert von Anjou (1278–1343), des Königs von Neapel.

ren werden, die geborenen Wesen sich nähren und schließlich mit der Zeit zu ihrem Ende geführt werden.

Allerdings sollten wir nicht urteilen, die Kräfte dieser Körper seien vermischt und durcheinander, da vielmehr jeder eine eigene, bestimmte Aufgabe hat und jeder in seinem Einfluss unterschieden ist. Ein jeder will, je nach größerer oder kleinerer Konjunktion und je nach Standort mit unterschiedlicher Kraft, allen Dingen in ihren Schicksalen helfen, ihr Werk zu vollenden und zum vorherbestimmten Ende zu gelangen. Neben anderen Einflüssen, die vielen Planeten eigen sind, schreibt Andalò der Venus alles zu, was mit Liebe zu tun hat, mit Freundschaft, Freude, Bindung, Geselligkeit und Einheit unter den beseelten Wesen, darunter vor allem mit der Zeugung des Nachwuchses, da Venus die gleichsam schlafende Natur zu Fortsetzung und Wachstum weckt, sodass man sagen kann, dass alle Lust der Menschen auf sie zurückzuführen ist.

Auf dieser Grundlage erfanden die Dichter großartige Dinge. So sagen sie etwa, dass Amor oder Cupido ihr Sohn ist. Aber wenden wir uns der Frage zu, warum Ovid ihn zweifach nennt. Ich glaube, dass Amor nur einer gewesen ist, aber da er so sehr seinen Charakter ändern und verschiedene Namen und Väter annehmen konnte, ließ er sich auch auf verschiedene Gefühlsregungen beziehen. Deshalb beschrieb ihn meiner Meinung nach Aristoteles als dreifachen, nämlich als ehrbaren, genüsslichen und nützlichen Amor. Sollten Aristoteles und Ovid hier nicht uneins sein, so könnte Ovid aus den letzten beiden einen gemacht haben, insofern Nützlichkeit auch ein Genuss ist. Da sich diese Frage aber stärker auf Amor oder Cupido bezieht, so wollen wir zu dem zurückkehren, was es bezüglich Venus noch zu sagen gibt.

Es heißt, dass sie auch die Grazien geboren hat. Das ist nicht verwunderlich: Wo hätte es je Liebe ohne Grazie gegeben? Warum sie drei sind und was sie sonst noch betrifft, werde ich unten am gegebenen Ort besprechen. Es heißt, wie gesagt, dass Venus einen Gürtel namens *cestos* besaß, der ihr keinesfalls von Natur aus zu eigen war, und auch die Dichter konnten ihn ihr nur in Übereinstimmung mit der heiligen und ehrwürdigen Autorität der Gesetze verleihen, damit der Gürtel als Beschränkung die übergroße Wollust zügele. Worum es sich bei diesem *cestos* handelt, beschreibt Homer in der *Ilias*:

*Sprachs und löste am Busen den wunderköstlichen Gürtel,
bunt gestickt; dort waren des Zaubers Reize versammelt;
dort war schmachtende Lieb' und Sehnsucht, dort das Getändel
und die schmeichelnde Bitte, die selbst den Weisen betöret.*

Wenn wir das bisher Beschriebene genau untersuchen, werden wir Bezüge hauptsächlich zur Ehe erkennen. Er spricht nämlich von Begierde, um die Sehnsucht von Braut und

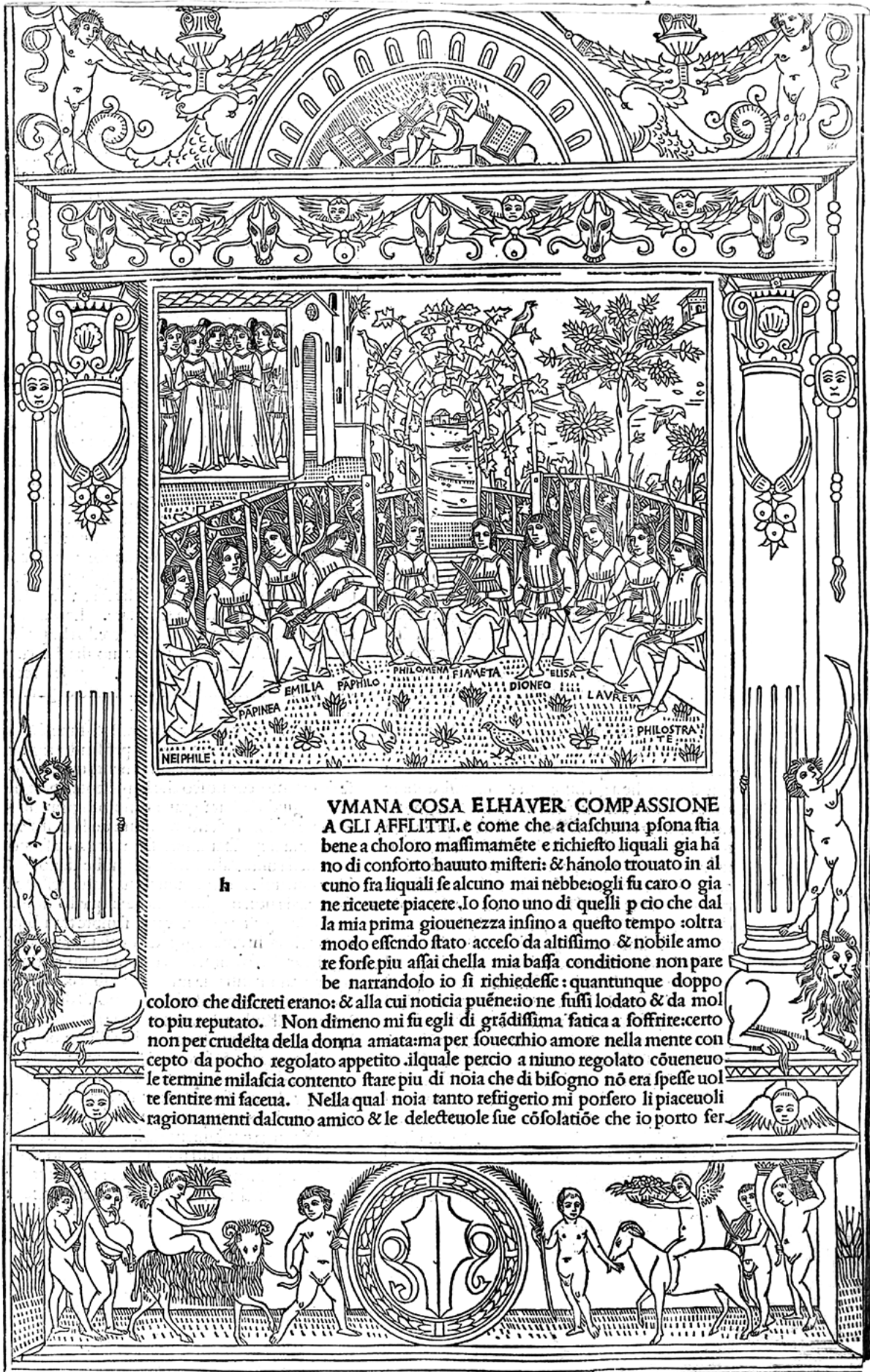
Bräutigam vor der Hochzeit zu verstehen zu geben; so beginnt der Freundschaftsbund mit der Vermischung und der Übereinstimmung der Charaktere und dauert lange an. Wenn nämlich die Charaktere nicht zusammenklingen, sehen wir irgendwann Feindschaft, Zank, Verachtung und dergleichen entstehen. »Das Getändel« ist demgegenüber offensichtlich angenehm, denn dadurch öffnen sich die Regungen des Herzens, es schmeichelt den Ohren der Liebenden, es besänftigt den Streit, der so oft in Ehen aufbraust, und sie werden dazu begeistert, die Zukunft zusammen zu ertragen.

In diesem Gürtel wohnt auch die Schmeichelei, die die Seelen an sich ziehen und binden, die den Zorn unterdrücken und selbst eine entfremdete Liebe zurückrufen kann; und so groß ist in der Tat ihre Macht, dass sie nicht nur die Unwissenden einfängt, sondern es vermag, wie Homer sagt, selbst den Weisen zu betören. Wie bereits erwähnt sagt Laktanz,¹ dass Venus den Gürtel nur zu ihren ehrbaren Ehepflichten trug; entsprechend bezeichnet man jeden Beischlaf, der ohne *cestos* stattgefunden hat, als Inzest.

Dass sie die Furien im Haus des Mars gastlich empfangen hat und vertraut mit ihnen war, sagt man meiner Meinung nach aus folgendem Grund. Es gibt unter den Sternzeichen, wie der ehrwürdige Andalò sagt, zwei, die von den Astrologen als Haus des Mars bezeichnet werden, nämlich Widder und Skorpion; wir wissen nicht, in welches der beiden Venus eingeladen hat. Wenn es zum Widder gewesen ist, so glaube ich, dass der Widder den Frühlingsanfang bedeutet, denn der Frühling beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widders. Um diese Zeit neigen alle Lebewesen zur Fleischeslust und, wie Vergil sagt, »rasen in Wahn und Feuer«. Aber nicht nur wilde Tiere, sondern auch Frauen, deren Humor ausgesprochen kalt und feucht ist, erwärmen sich durch den Frühling, große Hitze und Liebe wird in ihnen erregt. Wenn dieser Erregung nicht der Zügel des Anstandes anliegt, scheint sie in Wahn umzuschlagen. Man denke nur an die Gluten der Jugend, die, wenn sie nicht durch die Autorität der Gesetze beruhigt oder besser gezähmt werden, auf alle Fälle in ungesunden Wahn ausarten. Und in diesem Sinne hat Venus in der Tat die Furien in das Haus des Mars eingeladen und ist vertraut mit ihnen gewesen, insofern sie maßlos und ungezügelt ist.

Hat sie sie aber andernfalls zum Skorpion geführt, einem giftigen und betrügerischen Tier, so verstehe ich das als die Angst und Bitternis, die für jeden Liebenden in die Süße gemischt ist, wodurch die Elenden so von Flammen gequält werden, dass sie sich im Wahn selbst in ihr Schwert, in eine Schlinge oder in einen Abgrund stürzen. Oder erduldet Beleidigungen, verspielte und verwandelte Liebe, gebrochene

¹ Laktanz (ca. 250–ca. 320), einer der Kirchenväter.



VMANA COSA ELHAVER COMPASSIONE

A GLI AFFLITTI. e come che a ciaschuna psona stia bene a choloro maffimaméte e richiesto liquali gia há no di conforto hauuto misteri: & hánolo trouato in alcuno fra liquali se alcuno mai nebbe:ogli fu caro o gia ne riceuete piacere .Io sono uno di quelli p cio che dalla mia prima giouenezza insino a questo tempo :oltra modo essendo stato accefo da altissimo & nobile amore forse piu assai chella mia bassa conditione non pare narrandolo io si richiedesse : quantunque doppo

coloro che discreti erano: & alla cui noticia puéne:io ne fuffi lodato & da molto piu reputato. Non dimeno mi fu egli di grádissima fatica a soffrire:certo non per crudelta della donna amata:ma per souerchio amore nella mente concepto da pocho regolato appetito .ilquale percio a niuno regolato còueneuo le termine milascia contento stare piu di noia che di bifogno nò era speffe uolte sentire mi faceua. Nella qual noia tanto refrigerio mi porfero li piaceuoli ragionamenti dalcuno amico & le delecteoule fue còsolatiõe che io porto fer

Giovanni Boccaccio: *Decamerone*.
Mit der Boccaccio-Vita von Gerolamo
Squarzafico. Venedig, gedruckt von
Giovanni und Gregorio De Gregori,
20.VI.1492. (GW 04449) Fol. II,
Beginn der Vorrede.

Versprechen, entdeckter Betrug und Lügen foltern sie bis zur Verzweiflung, sodass sie wahnsinnig werden und sich in Streitereien und Mord stürzen. Entsprechend hat Venus die Furien im Zeichen des Skorpions empfangen.

Dass Venus die Nachkommen der Sonne so tief hasst, ist eine Folge der verlockenden Liebe, wie ich glaube. Denn, wie unten bezüglich der Sonne, Hyperions erstem Sohn, zu lesen sein wird, erzeugt die Sonne ausgesprochen schöne Männer und Frauen, deren Schönheit ohne Zweifel jeden, der sie betrachtet, zu Begierde nach ihnen hinreißt. Da sich diejenigen, die von bestimmten Künsten angezogen werden, gegenseitig anziehen, so glaubt man, dass es ein Werk der Venus sei. Diese Menschen sind unzähligen Gefahren ausgesetzt, denn kaum dass sich ihre gleichen Wünsche in gemeinsamer Wollust erfüllen, sterben die einen, verfolgen sich andere mit tödlichem Hass, wieder andere fallen vom größten Reichtum in die äußerste Armut, nicht wenige besudeln die strahlende Zier der Scham mit hässlicher und ewiger Schande, und schlussendlich, nach noch vielem anderen, sterben sie namenlos. So ist es offensichtlich, dass Venus aufgrund ihres alten Hasses die Nachkommen der Sonne verfolgt und mit ihren honigsüßen Giften bedrängt.

Des Weiteren ist sie die Beschützerin der Tauben, und dafür kann man diese Begründung lesen: Venus und Cupido lustwanderten auf den Feldern und gerieten in einen Wettstreit darüber, wer sich die meisten Blumen pflücken konnte, und es zeichnete sich ab, dass Cupido dank seiner Flügel den Sieg davontragen würde. Als Cupido sah, dass die Nymphe Peristera Venus zu Hilfe eilte, wurde er deshalb ärgerlich und verwandelte die Nymphe an Ort und Stelle in eine Taube. Venus aber nahm sich sofort der in eine Taube Verwandelten an, und daher kommt es, dass Tauben seither Venus zugeordnet werden. Die Bedeutung dieser Geschichte scheint folgende zu sein. Theodontius nämlich sagt, dass Peristera ein Mädchen aus großem Hause in Korinth war, das zu großer Berühmtheit als Hure gelangte, und so lässt sich sagen, dass Venus auf Peristera eingewirkt hat, aber die Spur einer Einwirkung auf jemanden ist Liebe. Davon bewegt wurde die Jungfer eine Anhängerin der Venus, das heißt des Beischlafes, der so ziemlich das Endziel des Handelns ist, als ob sich dadurch die Plage der Begierde besiegen ließe. Da dieser Drang durch diesen Akt weniger gelindert als vielmehr gesteigert wird, genügt bald ein einziger Liebhaber nicht mehr als Trost, und nach Art der Taube, die äußerst oft nach neuen Liebschaften sucht, ergibt man sich in mehrere Umarmungen.

Aus diesem Grund war es Cupido selbst, also der Reiz der Ausschweifung, der sie nach dem Willen der Dichter in eine Taube verwandelt hat. Denn das griechische Wort *Peristera* bedeutet auf Lateinisch *columba*, Taube. Die Tauben sind also unter den Schutz der Venus gestellt, weil diese Vögel so viel Geschlechtsverkehr haben und beinahe durchgängig brüten, und ihre zahlreichen Paarungen sind als Gehorsam gegenüber Venus zu verstehen. Wer unter den Schutz von jemandem gestellt wird, weiß nicht selbst, was ihm zu tun ansteht, denn wenn er einen Beschützer hat, tut er, was dieser gebietet. So sagt man also, dass die Wollüstigen unter dem Schutz der Venus stehen, da sie beständig in der Wollust schwimmen, wie Venus es befiehlt.

Der Venus wird zudem ein Wagen zugeschrieben, da sie wie andere Planeten ihre Kreisbahn in unausgesetzter Bewegung vollführt. Warum ihr Wagen von Schwänen gezogen wird, das könnte zwei Gründe haben, entweder weil ihr strahlendes Weiß die Herrlichkeit der Frauen bedeutet oder weil Schwäne so überaus süß singen, vor allem, wenn der Tod sich naht, wodurch sie zeigen, dass die Seelen der Liebenden zum Gesang hingezogen sind und dass die Liebenden im Gesang die übergroße Sehnsucht ihrer Leidenschaft ausdrücken, durch die sie fast sterben.

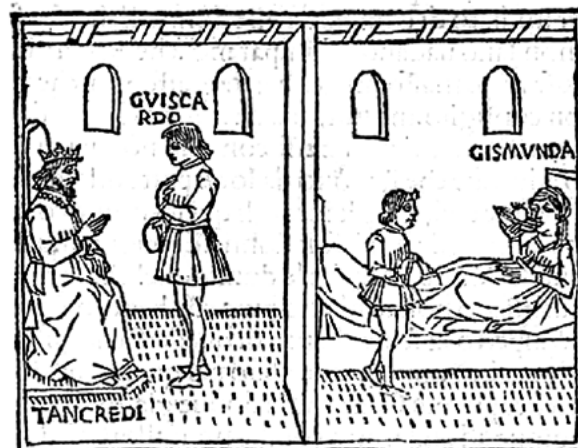
Die Myrte ist der Venus gewidmet, weil sie, wie Rabanus¹

¹ Rabanus Maurus (ca. 780–856), universalgelehrter Abt des Klosters Fulda und Erzbischof von Mainz.



c Acitata hauea il sole dal cielo già ogni stella & dalla terra lhumida umbra della nocte quando Philostrato leuatosi tutta la sua brigata fece leuare & nel bel giardino andatifene quiui cominciarono a diportare & lhora del mangiare uenuta quiui desinarono: doue la passata sera cenato haueano e da dormire effendo il sole nella sua magior summita leuati nella maniera usata uicini alla bella fonte si possero a sedere. la unde Philostrato alla Fiammetta comando che principio desse alle nouelle: laqual senza piu aspectare che detto gli fosse honestamente così comincio.

f Iera materia di ragionare ma oggi il nostro Re data pensando che doue per alegrarci uenute siamo ci conueniga raccontare altrui lachryme lequali dir non si possono che chi le dice & chi le ode non habia compassione forse per temperare alquanto la letitia hauuta gli giorni passati lha fatto ma che se lhabia mosso puoi che a me non si conuiene di mutar il suo piacere un pietoso accidente anzi suenturato e degno delle nostre lachryme raccontaro.



Nouella de Guiscardo e de Gismonda.

t Ancredi principe de Salerno fu signore affai humano & di benigno ingegno se egli nel amorofo sangue nella sua uecchieza non si hauesse le mani brutate ilquale in tutto lo spacio della sua uita non hebbe altro che una sola figliola & piu felice sarebbe stato se quella hauuta non hauesse: costei fu dal patre tanto teneramente amata quanto alcuna altra figliola dal patre fosse giammai: & per questo tenero amore hauendo ella di molti anni auanzata leta del douer hauer hauuto marito non sapédola da se ptire non la

Giovanni Boccaccio: *Decamerone*.
Mit der Boccaccio-Vita von Gerolamo
Squarzafico. Venedig, gedruckt von
Giovanni und Gregorio De Gregori,
20.VI.1492. (GW 04449) Fol. 51v,
Beginn des vierten Tages.

sagt, zum Meer gehört und an Ufern wächst und auch Venus im Meer geboren wurde; oder weil es ein duftender Baum ist und Wohlgerüche Venus erfreuen; oder weil der Duft dieses Baumes, wie nicht wenige glauben, zur Liebe anregt; oder, wie die Ärzte sagen, weil er vielerlei Wohltaten für die Frauen besitzt; oder weil aus seinen Beeren ein Mittel gewonnen werden kann, das die Begierde erregt und erhält, was der Komödiendichter Sutruius zu bezeugen scheint, wenn er die Hure Glico sagen lässt: »Bringt mir Myrten, auf dass ich stärker ins Gefecht der Venus eile« usw. Die Rose wird deshalb ihre Blume genannt, weil ihr Duft so süß ist.

Für ihre vielen verschiedenen Namen kann man folgende Gründe anführen. Zunächst wird sie Venus genannt. Die Stoiker deuten diesen Namen als »eitles Ding« (*vanam rem*), gleichsam Verächter der Lust, und dass die Stoiker sie ein eitles Ding nennen, ist in Bezug auf ihre verlockende, wollüstige und ausschweifende Seite zu verstehen. Für die Epikureer hingegen ist Venus etwas Gutes, da sie die Vertreter der Lust sind und in der Lust das höchste Gut erblicken. Cicero

führt die Bedeutung von Venus auf »kommt zu allem« (*ad omnia veniat*) zurück; dieser Gedanke ist nicht abwegig, da sie doch als Ursache für jegliche Freundschaft unter allen gilt. Cytherea heißt sie nach der Insel Cytherea oder nach dem Berg Cythereus, wo sie außerordentlich verehrt wurde. Acidalia heißt sie entweder nach der acidalischen Quelle in der böotischen Ortschaft Orchomenos, die der Venus und den Grazien heilig war, wo sich, wie einstmals die Dummköpfe glaubten, die Grazien, das Gefolge der Venus, zu waschen pflegten, oder sie heißt so, weil sie Sorgen entfacht; wir wissen, dass die Liebenden voller Sorgen sind, und die Griechen nennen die Sorgen »acidias«, bitter. Hesperus ist bei den Griechen der Name, der dem Planeten gehört, vor allem, wenn er nach der Sonne sinkt, und so heißt er auch Vesper, wie aus Vergil deutlich wird: »Eher wird Vesper den Olymp schließen und den Tag beenden.« Varro¹ behauptet in seinem Werk *Über den Ursprung der lateinischen Sprache*, dass sie nach der Stunde benannt ist, in der der Vesperugo, der Abendstern, erscheint. Denn auch Plautus² nennt sie so, wenn er sagt: »Weder Orion noch Vesperugo noch die Pleiaden sinken« usw. Lucifer ist der lateinische Name, der bei den Griechen, wie Cicero in *Über die Natur der Götter* versichert, Phosphorus hieß, also Lichtbringer; und wenn man die Venus vor der Sonne und der Morgendämmerung im Osten strahlen und funkeln sieht, so trägt sie den Namen Lucifer ganz zu Recht. Seeleute und Schwachköpfe nennen sie häufig Diana, weil sie die Vorbotin des Tages zu sein scheint.

III.23

Über die zweite Venus, die achte Tochter des Himmels und die Mutter Cupidos

DIE zweite Venus war nach Meinung vieler die Tochter des Himmels, aber sie wurde nicht auf die Art und Weise geboren wie die anderen alle, und so wird erzählt: Saturn zürnte nämlich seinem Vater Himmel und nahm eine Sichel, schnitt ihm die Männlichkeit ab und warf sie ins Meer; wohin sie genau fiel, ist unbekannt. Die Sichel aber fiel in die Nähe des Vorgebirges Lilybaeum in Sizilien, wie es heißt, und gab dem Ort den Namen Drepanum, was auf Griechisch so viel wie Sichel heißt. Aus den abgeschnittenen Hoden, wohin sie auch gefallen sein mögen, trat Blut aus, das sich mit dem Schaum des Meeres vermischte, woraus Venus geboren wurde; und so wird sie auch nach dem Schaum des Meeres Aphrodite genannt, der auf Griechisch *aphrodis* heißt.

¹ Marcus Terentius Varro (116–27 v. Chr.), universaler und überaus produktiver Gelehrter, seine Werke sind zum Großteil verloren.

² Titus Maccius Plautus (ca. 254–ca. 184 v. Chr.), früher römischer Komödiendichter.

Macrobius¹ sagt in seinen Saturnalien, dass Venus aus dem Blut der Hoden des Himmels geboren, aber vom Schaum des Meeres genährt wurde. Des Weiteren, wie Pomponius Mela² mitteilt, behaupten die Einwohner von Palaepaphos, einer Ortschaft auf deiner Insel Zypern, ehrwürdiger König, dass Venus so geboren wurde und bei ihnen das erste Mal an Land ging, weshalb sie sie nackt und häufig schwimmend darstellen, was auch bei unseren Dichtern hin und wieder vorkommt. So sagt etwa Ovid in ihrer Person:

*Füge sie deinen Göttern hinzu! Ich stehe in der Gunst des Meeres,
denn empfangen wurde ich mitten in der Tiefe
im Schaum, von dem mir noch der schöne Name bleibt* usw.

Und Vergil schreibt, dass Neptun zu ihr sagte:

*Rechtens ist es, Cytherea, dass du meinem Reich traust,
aus dem du geboren wurdest* usw.

Darüber hinaus heißt es, dass ihr Rosen gegeben wurden und dass sie eine Seeschnecke in den Händen hielt. So soll sie auch mit Merkur den Hermaphroditen gezeugt haben, ganz alleine aber den Cupido. Zahlreich sind die Erzählungen über sie, aber aus ihnen lässt sich doch dieser Sinn ziehen: Ich verstehe unter dieser Venus das Leben in Lust, und in allem, was mit Lust und Wollust zu tun hat, ist sie ein und dieselbe wie die zuvor behandelte Venus, und hierin scheint auch Fulgentius³ zuzustimmen.

Sie wurde aus dem Blut der von Saturn abgeschnittenen Hoden geboren, als, wie man bei Macrobius lernen kann, noch das Chaos herrschte und die Zeit noch nicht war. Denn die Zeit ist eine bestimmte Dimension, die nach der Kreisbewegung des Himmels berechnet wird, entsprechend wird die Zeit aus der Himmelsbewegung geboren. So wurde Charon geboren, den man auch Kronos nennt und der bei uns Saturn heißt, und da die Samen aller Dinge, die nach dem Himmel geboren wurden, aus dem Himmel flossen und alle Bestandteile, die die Fülle der Welt ausmachen, auf diese Samen zurückzuführen sind, so trat ganz sicherlich, als die Welt in all ihren Gliedern und Teilen vollendet war, ein Moment ein, in dem der Strom der Samen vom Himmel endete. In diesem Sinne betrachtet man die Geschlechtsteile des Saturn, also der Zeit, als abgeschnitten und ins Meer geworfen, welcheselbes als die Fähigkeit zu Zeugung und Fortpflanzung erscheint und unter dem Venus anzunehmen ist, und zwar durch die Übertragung der Feuchtigkeit im Geschlechtsakt durch meerische und weibliche Mittel, was unter dem Schaum zu verstehen ist. Denn so wie der Schaum aus der Bewegung der Wasser ent-

steht, so entsteht er auch durch Reibung im Geschlechtsakt, und so leicht er freigesetzt wird, ebenso bald kommt das Ende für die kurze Freude der Wollust; oder aber, wie es Fulgentius gefällt, man hält die unruhige Bewegung des Samens selbst für schaumig, so wie wir auch in Bezug auf den Schaum des Meeres vom salzigen Schweiß des Geschlechtsaktes sprechen; oder aber weil der menschliche Samen salzig ist. So also wurde diese Venus aus der Feuchtigkeit und dem Schaum des Meeres geboren, also aus der salzigen Feuchtigkeit, und sie nährte sich und wuchs, bis sie an das Ziel ihres begonnenen Werkes gelangte.

Es gilt, diese Feuchtigkeit noch deutlicher zu betrachten, um den Ursprung dieser Venus vollständiger zu entschlüsseln. Fulgentius behauptet, und das sagen auch andere, dass Saturn dem Himmel und Jupiter dem Saturn die Geschlechtsteile abschnitt, und folgendermaßen erklärt er diese Meinung. Er sagt nämlich, dass dem Saturn, auf Griechisch Kronos, was so viel heißt wie Zeit, die Männlichkeit von einer Sichel abgeschnitten wurde, in dem Sinne, dass die Nahrung in die Säfte der Eingeweide wie in das Meer geworfen wurde, woraus seiner Meinung nach notwendigerweise Begierde geweckt wird. Ohne Zweifel entsteht Venus aus dieser Feuchtigkeit, das heißt aus Nahrung und Trank, denn recht selten sieht man die Fastenden und Nüchternen in Wollust rasen. Venus entsteht hauptsächlich dann, wenn die Hitze aus dem Essen und Trinken unsere natürlichen Kräfte bewegt und erregt, und so wird sie wahrlich im Meer geboren, wenn man so will, im salzigen Strudel des erhitzten und sprudelnden Blutes. Davon nährt sich der Schaum, also die Geilheit, ohne die alle Wollust lau bleibt. Manche sagen, dass die Sichel in der Nähe von Drepanum zu Boden fiel, und führen als Beleg, da die Sichel etwas mit der Geburt der Venus zu tun hat, den dortigen Überfluss an Früchten an, aus denen schließlich Nahrung gewonnen wird; und dem ist in der Tat so, denn es herrscht Überfluss an vielem und es gibt auch anderes Anregendes auf der Insel Sizilien, wo die Ortschaft Drepanum liegt. Ich aber bin der Meinung, dass diese Geschichten ihren Ursprung im Namen der Ortschaft und in der Gestalt der Küste haben, die dort einer Sichel ähnelt.

Bezüglich der Behauptung der Bürger von Paphos, dass Venus bei ihnen dem Meer entstieg sei, würde ich, im besten Frieden mit deiner Majestät, bester König, nicht so weit gehen, wenn ich nicht wüsste, wie ausgeglichen und gerecht du in solch wichtigen Dingen bist. Die Insel Zypern genießt nämlich den landläufigen Ruf, durch die Einwirkung des Him-

¹ Macrobius Ambrosius Theodosius (ca. 390–ca. 430), neoplatonischer Philosoph und Autor, dessen *Saturnalia* eine wichtige Quelle für ansonsten verlorene Werke der Antike sind.

² Pomponius Mela (1. Jahrhundert), römischer Geograph und Kartograph.

³ Fulgentius (6. Jahrhundert), ein Mythograph, der heidnische Geschichten und Epen christlich auslegte.

mels oder durch das Laster der Einwohner, so sehr der Venus zugeneigt zu sein, dass sie als das Gasthaus, die Werkstatt und der Zündstoff aller Ausschweifungen und Lüste gilt. Aus diesem Grund muss man den Paphianern zugestehen, dass Venus bei ihnen aus den Wellen gestiegen ist.

Tatsächlich ist diese Erzählung aber stärker in der Geschichte begründet als irgendwo sonst, wie man aus Tacitus¹ erfährt. Er legt nahe, dass Venus, der Orakelkunst kundig, einen bewaffneten Krieg zur Eroberung der Insel gegen König Kinyras führte; dann schließlich, als der Frieden geschlossen war, kamen sie überein, dass der König selbst einen Venustempel bauen sollte, in dem die Mitglieder der königlichen Familie und ihre Nachfolger die Riten der Venus versehen würden. Als der Tempel vollendet war, wurden nur männliche Tiere als Brandopfer dargebracht. Den Altar mit Blut zu beflecken, galt als Sünde, da sie die Gottheit nur mit Gebeten und reinem Feuer verehrten. Man sagt, dass das dortige Götterbild keine Ähnlichkeit mit der menschlichen Gestalt hatte, sondern vielmehr kreisförmig war, an der Basis breiter und sich nach oben verjüngend, der Grund dafür aber ist unbekannt.

Venus wird zumeist nackt dargestellt, um zu zeigen, wozu sie stets bereit ist, oder weil sie ihre Gefolgschaft so oft nackt auszieht, oder weil das Verbrechen der Ausschweifung sich zwar lang im Verborgenen halten mag, aber schließlich doch, wenn die Liebenden sich nichts dabei denken, ohne Kleider und völlig nackt an die Öffentlichkeit gelangt oder aber weil man zu diesem Verbrechen nackt sein muss.

Venus wird auch schwimmend dargestellt, um zu zeigen, dass das Leben der unglücklichen Liebenden mit Bitterkeit durchmischt ist, von Unwettern bedrängt wird und die verschiedensten Schiffbrüche erleidet, wie Porphyrios² in einem Epigramm sagt: *Nackt, bedürftig, schiffbrüchig im Meer der Venus.*

Aber sehr viel besser sagt es Plautus in der *Cistellaria*, nämlich: *Ich glaube, dass die Liebe die Folter für die Menschen erfunden hat. Auf diesen Schluss komme ich bei mir zu Hause, ohne auf den Markt zu gehen, ich, der ich alle Menschen übertreffe in der Folterbarkeit des Geistes. Gebeutelt, gekreuzigt, aufgewühlt, gequält, elend durch die Macht der Liebe entleibt, hierhin und dorthin gezogen, geschoben, gerissen, sodass mein Geist keinen Verstand mehr hat, wo ich bin, bin ich nicht, wo ich nicht bin, ist mein Geist, das ist mein ganzer Zustand, was mir gefällt, gefällt mir nicht, so geht es weiter, so spielt die Liebe mit meinem müden Selbst, sie flieht, treibt, reizt, reißt, stockt, scheucht und beschenkt mich, gibt und gibt nicht, betrügt. Sie überzeugt mich vom einen, dann vom Gegenteil und behauptet dann wieder das Erste. Es ist für mich wie auf dem Meer, so plagt sich mein liebender Geist, usw.*

In der Tat, dieser Mensch treibt auf dem Salzwasser der Venus.

Aber kommen wir wieder zurück. Die Rosen, heißt es, sind unter ihren Schutz gestellt, weil sie rot sind und stechen und das auch Eigenschaften der Wollust zu sein scheinen. Denn durch die Hässlichkeit des Verbrechens erröten wir und im Gewissen schmerzt uns der Stachel der Sünde. Wie die Rose uns für eine kurze Zeit erfreut und dann recht bald welkt und verfällt, so bewirkt auch die Wollust nur eine kleine und kurze Freude, aber eine lange Reue, denn was erfreut, verfällt schnell, aber was uns sticht, schmerzt lang.

Sie trägt eine Meeresschnecke in ihren Händen, um auf die Verlockungen und Reize der Venus zu verweisen; wenn sich nämlich, wie Juba³ berichtet, der Körper einer Muschel ganz öffnet, dann paart sie sich mit sich selbst.

¹ Publius Cornelius Tacitus (ca. 58–ca. 120), römischer Historiker.

² Porphyrios (ca. 233–ca. 303), neoplatonischer Philosoph und Gelehrter, sein Werk ist zum Großteil verloren.

³ Juba II. (ca. 50 v. Chr.–23), in Rom aufgewachsener König von Mauretanien und Autor.

non patimur aliquid scire: quum nos nihil sciamus. Atqui non ita sentiunt doctissimi uiri: qui post Platōem atq; Aristotelem tam in asia q̄ in europa claruere: quos longe plures esse constat: q̄ ut hoc loco enumerari possint. Nemo sane inter eos est: qui nō admiretur Aristotelem: non colat uenereturq; Platonem. Nam: ut grecos preteream: nonne. M. Tullius Platonem omnibus locis mirum in modum extollit? quod ignorari a Georgio profecto turpissimum est: quum se Ciceronis emulum faciat. Augustinus uero inter doctores nostre religionis sapientissimus: Platonē q̄dem supra ceteros omnes philosophos admiratur. Boetius etiam philosophos studiosissimus: Platōis disciplinam predicat: eamq; usq; adeo sequē ut in libro: quo opus Aristotelis per hermētas exposuit: multa in quibus dissentire a Platone Aristoteles uidetur: nullam cōtinere discordiam: pollicatus sit ostendere. Quid Albertū memorem: cui ob excellentem inter recētiores philosophos doctrinam: magno cognomentum fuit: Hic q̄q̄ omnibus fere locis Aristotelē sequē: nihil enim tunc Platōice discipline in latinam linguā cōuersum habebatur: tamen ut quadam ueritatis cogitur laudare Platonē propter paucissima quedā: que ex libris Procli interpretata perlegitat. Itaq; neminem posse in philosophia perfectū esse fateē: nisi se utriusq; philosophi doctrina excoluerit: & tam Platonis q̄ Aristotelis sententiā diligenter sequutus: philosophet. Georgius uero longe aliter sentit: & disciplinam Platonis spernendam uolupterandamq; existimat. Sed utinam ueritatem aliquā intelligat: intelliget aut: quum nosse se ipsum poterit. Nos aut admiremur quidem Aristotelem: admiremur etiam Platonem: & ex utriusq; disciplina: quantū possumus fructū haurire conemur: Georgiū: & qui Georgio similes sunt: cum eorum moribus relinquentes.

Aspicias illustris lector quicumq; libellos
 Si cupis artificum nomina nosse: lege.
 Aspera ridebis cognomina teutona: forsan
 Mitiget ars musis inscia uerba uirum.
 Conradus suueynheym: Arnoldus pānartzq; magistri
 Rome impresserunt talia multa simul.
 Petrus cum fratre Francisco Maximus ambo
 Huic operi aptatam contribuere domum.

Bessarion: *Adversus calumniatorem Platonis*. Rom, gedruckt von Konrad Sweynheym und Arnold Pannartz, vor 28.VIII.1469. (GW 04183) Kologon.

Das Buch beschließt ein kleines Gedicht, das Sweynheym und Pannartz in mehreren Drucken verwenden. Darin nehmen sie nicht nur die Skepsis des Publikums vorweg, sondern erwähnen auch dankend die Brüder Massimo, die am Campo de' Fiori Werkstatt und Laden bereitstellten: »Wer du auch immer bist, verehrter Leser, der diese Bücher ansieht, wenn du die Namen der Werkmeister zu wissen begehrt, so lies. Du wirst über die rauen deutschen Nachnamen lachen: Vielleicht besänftigt die Kunst durch die Studien den ungelehrten Mann. Die Meister Konrad Sweynheym und Arnold Pannartz haben in Rom derart Vieles zugleich gedruckt. Pietro Massimo und sein Bruder Francesco haben beide die passenden Räume für dieses Werk zur Verfügung gestellt.« Der Laden am Campo de' Fiori wird in der Folge auch die Druckereien von Eucharius Silber und Antonio Blado beherbergen.

Der Humanist als Kanzler

COLUCCIO SALUTATI



wird **1332** in der kleinen Ortschaft Stignano, auf halbem Weg zwischen Lucca und Pistoia, geboren, siedelt aber bereits als Kind mit seinem Vater nach Bologna über. Wenig weiß man über die Familie, aber Coluccios Vater Piero ist eine Größe der lokalen Guelfen und prominent genug, um in den stetigen Streitigkeiten und Scharmützeln zwischen Papsttreuen (Guelfen) und Kaisertreuen (Ghibellinen) die Flucht ergreifen zu müssen. Das Blatt zwischen diesen beiden Fraktionen wendet sich schnell hin und her, die Familie ist zu mehreren Ortwechseln gezwungen. In Bologna, wo sie den Schutz des Stadtchefs Taddeo Pepoli genießen, geht Coluccio zur Schule und beginnt zu studieren. Bologna ist eines der größten universitären Zentren des Kontinents. Coluccio studiert Literatur und Rhetorik, die traditionelle Schnittstelle von Bildung und Politik, dann ab 1347, als sein Vater und der Beschützer Taddeo Pepoli sterben, Jura. Mit einem erneuten Machtwechsel in Bologna verlässt Salutati um 1350 die Stadt und zieht sich in sein Heimatdorf zurück, um dort und in der Region als Notar zu arbeiten – und das für die nun kommenden sechzehn Jahre. Aber im Valdinievole versumpft Coluccio Salutati nicht, ganz im Gegenteil, er korrespondiert viel und vor allem studiert er die Klassiker. Dann beginnt er eine politische Laufbahn, die nach dem Umweg durch die Provinz umso geradliniger nach oben führt: 1367 ist er Kanzler von Todi, 1372 Kanzler der Republik Lucca, und schließlich, nur ein Jahr nachdem er in die Stadt gezogen ist, wird er im April 1375 Kanzler von Florenz. Als Kanzler ist er

nicht nur der oberste Schreiber, sondern überhaupt die oberste Amtsperson: Er ist in der Diplomatie der Stadt von nun an buchstäblich federführend. Und das für die nun kommenden dreißig Jahre, bis zu seinem Tod 1406.

Mit Beginn seiner Amtszeit hat der neue Kanzler erst einmal Krieg zu führen. Im Sommer 1375 bricht die sogenannte *Guerra degli Otto Santi* aus, ein Krieg von Florenz und Mailand gegen den Papst, gegen das Erstarken des Kirchenstaates in Mittelitalien. Es ist ein moderner Krieg, der nicht nur auf dem Schlachtfeld von Söldnern ausgetragen wird, sondern auch in den Köpfen und mit dem Geldbeutel. Durch Handelsanktionen schadet der Papst den internationalen Filialen der Florentiner Bank- und Handelshäuser, und 1376 schleudert er die Exkommunikation über die Florentiner Regierung, eine Art spirituelle Massenvernichtungswaffe aus Angst. Im Verlauf des Krieges trifft Coluccio Salutati persönlich eine Anklage wegen Häresie. Er hingegen entfesselt das Agitationspotenzial der wiederentdeckten Antike, indem er offene Briefe an Gemeinden im Einflussgebiet des Papstes verbreiten lässt, mit denen er sie zu Unabhängigkeit und Revolte ermunterte. Der politische Arm des noch jungen Humanismus bildet sich heraus: Mit der Idealisierung des alten Roms geht eine Aufwertung des zeitgenössischen Italiens einher. Diese (sagen wir: kühne) Gleichsetzung von Italien und Rom kann Größenwahn auslösen und das, wie im Falle Salutatis, gepaart mit brillanter republikanischer Rhetorik, die für die Freiheit wirbt. In erster





Linie für die Freiheit und Größe von Florenz natürlich. Im Sommer 1378 wird der Krieg am Verhandlungstisch beigelegt.

In diesem Sommer spielt sich in Florenz noch ein innenpolitisches Geschehen ab, das einen prominenten Platz in der Geschichte verdient hat: der Aufstand der *ciompi*, der Arbeiter der Wollindustrie. Immer wieder und aus verschiedensten Gründen hat die Geschichte Aufstände von Textilarbeitern gesehen: Das ist gleichsam das Original. Das Muster des Ablaufs ist dabei (leider) nicht sonderlich originell. Wolle und ihre Veredelung sind der Motor der Florentiner Wirtschaft, und obwohl der Begriff *Industrie* sicherlich historisch in die Irre führt, ist die Macht der Produktion und der Produzenten in Florenz erheblich. Die Großköpfe sind in der Gilde der *arte della lana* organisiert, die kleinen Leute und Arbeiter indes sehen nicht nur nichts vom Profit und dürfen sich nicht organisieren, sie haben nicht einmal Bürgerrechte. Entnervt vom Elend stellen diese »kleinen Leute«, der *popolo minuto*, eine Reihe von Anträgen betreffs Sozialgerechtigkeit an die *signoria*, denen aber (wen wundert's) nicht entsprochen wird. Am 22. Juli 1378 stürzen die Wollkämmer die Regierung und bilden eine neue. Dabei haben sie nicht nur die Habenichtse, sondern auch die niederen Zünfte, die *arti minori*, auf ihrer Seite. Der *ciompo* Michele di Lando wird an die Spitze des Staates gestellt, neue Gilden sollen eingeführt werden, die die Untersten der Gesellschaft repräsentieren. Aber daraus wird nichts. Schon Ende August verbünden sich die hohen und die niedren Zünfte gegen die Unorganisierten und Schwächsten und jagen sie wieder aus dem Palazzo della Signoria hinaus; die Revolutionäre sind intern nicht geeinigt und gefestigt. Zwar rollen einige Köpfe aus den obersten Stockwerken der Gesellschaft und es kommt zwischenzeitlich zu so etwas wie Volksherrschaft, aber der Kratzer im Gefüge der Herrschaft ist bald wieder auspoliert. Am Ende gelingt es den Oligarchen der Familie Albizzi, das Ruder in die Hand zu bekommen; es soll ihnen erst von den Oligarchen der Familie Medici wieder abgenommen werden.

Was aber tut und wie verhält sich Coluccio Salutati während dieses Aufstandes? Bei Ausbruch der Unruhen flüchtet er sich in die Kirche von Santa Croce und wird dort unbehellig gelassen. Als der Spuk vorbei ist, kann er sich auch mit dem neuen Regime anfreunden. Er wartet ab, überführt die Beschlüsse der *ciompi* ordentlich und leidenschaftlos in die Rechtsform, seine Kanzlei bleibt bei der Arbeit. Diese Form der Stabilität, zu der seine bürgerlich-individualistische Vorliebe für das positive Recht passt, ist im Grunde auch die Form seines Amtes: Während die Posten in der *signoria* alle zwei Monate (!) neu ausgeteilt werden, vergibt man das Amt des Kanzlers auf Lebenszeit. Und als Kanzler hat Salutati auch

schnell anderes zu tun, vor allem außenpolitisch, um die Freiheit von Florenz zu bewahren.

Nach der päpstlichen Bedrohung aus dem Süden kommt die Bedrohung für die nächsten zwei Jahrzehnte aus dem Norden, aus Mailand. Das Herzogtum Mailand erfährt unter Gian Galeazzo Visconti eine erhebliche Ausdehnung: von Asti im Westen bis Belluno im Osten, bis Siena im Süden, die Republik Florenz von drei Seiten bedrängend. Florenz hält diesen langen Stresstest durch, bis der große Visconti gestorben ist. Eine wichtigere Rolle als Salutatis Kanzlei spielen hier aber wahrscheinlich die militärischen Erfolge des englischen Söldnerführers John Hawkwood, dem schließlich 1436 in der Kathedrale von Florenz ein monumentales Reitergemälde gewidmet wird, von der Hand des kauzig genialen Malers Paolo Uccello, eines Pioniers der Zentralperspektive.

Nicht nur die politische Freiheit von Florenz, auch die geistige lässt sich Coluccio Salutati in seiner Kanzlei angelegen sein. Die Arbeit an der Verbreitung der *studia humanitatis*, jener Form der Antikenaneignung, die mit seinen Lehrern  Petrarca und  Boccaccio ihre entscheidende Prägung erhalten hat, setzt er, wie es so schön heißt, in Forschung und Lehre fort. Seine Schüler und Nachfolger  Leonardo Bruni,  Poggio Bracciolini und Pier Paolo Vergerio, der um 1400 mit einer pädagogischen Abhandlung eines der ersten humanistischen Bildungsprogramme fixiert, betrauern ihn nach seinem Tod 1406 mit dem Ehrentitel des *Vaters*. Salutati wird durch sein Amt und verschiedentliche andere Einkünfte ein reicher Mann und steckt sehr viel Geld in seine Bibliothek – sie gehört zu den größten der Halbinsel. Poggio berichtet mit Hochachtung, dass Niccolò Niccoli und Salutati jeweils etwa 800 Bücher besitzen.

Coluccio Salutati setzt den Brauch seiner Vorgänger fort, europaweite Korrespondenzen zu führen, zu sammeln und zu publizieren – und indessen das Wissen der Antike auszugraben, es zu beschützen, zu vervielfältigen, es auszuwerten und es (als sicherste Form der Bewahrung) zu benutzen, es wieder in Umlauf zu bringen, es mit dem Christentum zu verschmelzen. Neben seinen zahlreichen öffentlichen und privaten Briefen schreibt er Traktate, etwa über die Tyrannei (*De Tyranno*, 1400), über die Unterschiede von geistlichem und weltlichem Leben, über den Zusammenhang von Fortuna und freiem Willen, über die Hierarchie der Fakultäten (wobei er das Recht über die Medizin stellt) sowie ein großes Werk über die Zwölf Arbeiten des Herkules, das in gewisser Weise die Göttergenealogie seines Lehrers Boccaccio fortsetzt. Zudem unterrichtet er. Das geistig-kulturelle Zentrum ist das Augustinerkloster Santo Spirito, am linken Arnoufer, wo Unterricht gehalten und diskutiert wird, dort setzt er das Wir-

ken Boccaccios unmittelbar fort. Auch das Studium des Griechischen fördert er wie sein Vorgänger. Die Kirche von Santo Spirito wird ab 1444 von Filippo Brunelleschi neu gebaut – einer der klarsten und rationalsten Baukörper, die man sich denken kann, und eine Ikone der Renaissancearchitektur.

Brief an die Römer

IHR hohen Herren, ihr unsere liebsten Brüder. Der uns liebende Gott, der alles, was die Sterblichen betrifft, nach einer unveränderlichen und uns unbekanntem Gerechtigkeit geordnet hat, der barmherzig auf das unter einem Joch abscheulicher Sklaverei stöhnende Italien blickt, dieser Gott hat den Geist der Völker erweckt und erregt und gegen die Unterdrückung und die hässlichste Tyrannei der Barbaren aufgerichtet. Und wie ihr sehen könnt, brodeln in vielen Orten Italiens der gleiche Wunsch nach Freiheit, nimmt man sich mit Waffen und mit Gewalt der Sache der Freiheit an.

Wer uns in einer so edlen Angelegenheit und aus einem so unterstützenswerten Grund bittet, dem werden wir unsere Hilfe nicht versagen. Das sollte euch, wie wir glauben, als Bewahrer und Beschützer der öffentlichen Freiheit durchaus Freude bereiten, denn es stimmt bekanntlich mit der Majestät des römischen Volkes und mit euren natürlichen Zielen überein.

Liebe zur Freiheit war es auch, die einst das römische Volk bewog, die Tyrannen zu vertreiben und die Herrschaft der Decemviren¹ abzuschaffen – das eine aufgrund der Vergewaltigung der Lucretia,² das andere wegen des Unrechts an Verginia.³ Diese Freiheit bewog Horatius Cocles,⁴ sich auf einer einstürzenden Brücke alleine dem Feind entgegenzustellen. Sie brachte Gaius Mucius Scaevola⁵ dazu, ohne Hoffnung auf Rückkehr vor Porsenna zu stehen und seine eigene Hand ins Feuer zu halten, was den König überwältigte und noch von

der Nachwelt bestaunt wird. Sie führte die beiden Decier⁶ in einen hingebenen Tod und in die Schwerter der Feinde.

Ohne auf all die Einzelnen einzugehen, die eure Stadt so hell erstrahlen lassen, so war es schließlich diese Freiheit, die das römische Volk – Herr aller Dinge, Sieger über die Völker – durch ungezählte Siege und auch durch vergossenes Blut über den ganzen Erdkreis verbreitet hat. Mögen auch alle Völker eine natürliche Neigung zur Freiheit haben, so seid doch ihr allein, liebste Brüder, durch ein verpflichtendes Erbe, gleichsam durch ein Gesetz besonders an jegliche Bemühung um die Freiheit gebunden.

Wie fühlt es sich an, das edle Italien, dessen Recht es ist, anderen Ländern zu gebieten, in solch elender Sklaverei zu sehen? Wie, diese Barbaren zu sehen, die nach Blut und Beute gierig die Lateiner heimsuchen, das ganze arme Latium verwüsten? Deshalb erhebt auch ihr euch. Ihr seid nicht nur die ehrwürdige Hauptstadt Italiens, sondern auch das Volk, das den gesamten Erdkreis beherrscht. Stärkt die Völker im Kampf gegen die Tyrannei, jagt diesen Abschaum über die Grenzen Italiens, beschützt alle, die Freiheit begehren, und weckt alle, die aus Unwissenheit oder unter einem zu schweren und zu harten Joch in ihrer Knechtschaft verharren.

Das sind wahrhaft Taten für Römer. Duldet nicht länger die Beleidigung dieser gallischen Raubtiere, die euer ganzes Italien grausam zu verschlingen drohen. Lasst nicht zu, dass die Schmeichelei der Kleriker eure Unbescholtenheit verführt. Wir wissen, dass sie hinter verschlossenen Türen und in aller Öffentlichkeit Pläne schmieden und euch einreden wollen, dass ihr den Kirchenstaat weiter unterstützt. Sie stellen in Aussicht, dass der Papst die Römische Kurie zurück nach Italien verlegen wird, und malen euch mit prächtigem Wortgeklingel aus, welche Vorteile die Stadt Rom durch die Verlegung der Kurie genießen würde.

Schlussendlich läuft es auf eine Sache hinaus, und das ist der Punkt: Was ihr, Römer, tut, führt dazu, dass Italien versklavt, unterdrückt und mit Füßen getreten wird und dass die Gallier herrschen. Aber kann es denn für euch irgendeinen Gewinn oder irgendeinen Preis geben, der der Freiheit Italiens vorzuziehen wäre? Was noch mehr? Kann man denn der Wankelmütigkeit eines Barbaren etwas glauben und kann

¹ Die Decemviren waren eine zehnköpfige Kommission mit Sondervollmachten, hier die Gesetzgeber des Zwölftafelgesetzes um 450 v. Chr.

² Lucretia, eine legendenhafte Heldin der römischen Frühzeit; von Prinz Sextus Tarquinius vergewaltigt, wählte sie den Freitod, um ihre Tugend zu retten, was die Rebellion gegen das Königtum auslöste.

³ Verginia ist die legendenhafte Parallelfigur zu Lucretia; von dem korrupten Decemvirn Appius Claudius begehrt und als Sklavin reklamiert, wurde sie von ihrem Vater erstochen, um ihre Freiheit zu bewahren, was die Rebellion gegen die Decemviren auslöste.

⁴ Horatius Cocles, ein legendenhafter Volksheld aus der Familie der Horatier, der die Stadt 507 v. Chr. gegen die Etrusker verteidigt haben soll.

⁵ Gaius Mucius Scaevola, legendenhafter Volksheld, der die vom Etruskerkönig Lars Porsenna belagerte Stadt 508 v. Chr. gerettet haben soll.

⁶ Die Mitglieder der plebejischen Familie Decius, jeweils Konsuln, zeichneten sich im 4. und 3. Jahrhundert v. Chr. durch ihre Opferbereitschaft im römischen Heer aus.

man von einem luftigen Volk Belastbares erwarten? Hat nicht vor einiger Zeit Papst Urban¹ die Kurie zurückgebracht, in der Hoffnung, dass sie auch bleibe? Und hat er nicht ganz plötzlich (sei es aus angeborenem Laster und Wankelmut, sei es aus Überdross an Italien oder aus Heimweh nach seinem Gallien) seinen vermeintlich so beständigen Entschluss wieder umgeworfen? Hinzu kommt noch, dass der Papst nur von der Stadt Perugia – die vermeintlich unter allen Städten der Toskana herausragt – angezogen wurde, und er plante, dort seine Residenz aufzuschlagen. Wenn man auch durch Handel mit diesen Leuten etwas gewinnen kann, so wärt ihr doch, wenn man es richtig betrachtet, am Ende leer ausgegangen.

Jetzt aber, wo die Dinge schlecht stehen, versprechen sie plötzlich, was sie damals nie angeboten hätten. Deshalb, liebste

Brüder, seht auf die Taten und hört nicht auf die Worte: Sie sind nicht nach Italien gekommen, um euch etwas Gutes zu tun, sondern um zu herrschen. Lasst euch nicht vom Nektar der Worte täuschen, und lasst nicht zu, wie wir schon gesagt haben, dass euer Italien, welches eure eigenen Vorfahren mit so hohem Blutzoll zur ordentlichen Herrscherin der Welt gemacht haben, die Herrschaft von Barbaren und fremden Völkern erleiden muss. Sagt jetzt und lasst es als öffentlichen Beschluss verkünden, was der hervorragende Cato² gesagt hat: *Wir wollen nicht so sehr frei sein, als vielmehr unter lauter Freien leben.*

Florenz, den 4. Januar 1376

Unser Gemeinwesen und unsere gesamte Streitmacht stehen zu eurer Verfügung, wir bieten euch an, sie zum Ruhm eures Namens zu schicken.

Was ein Tyrann ist (De tyranno I)

DAS Wort *Tyrann* ist griechischen Ursprungs und bezeichnet bei den Griechen wie bei uns, damals wie heute, das Gleiche. Denn *tyros* bedeutet so viel wie: stark, tapfer. Am Anfang hatten, wie Trogus³ bezeugt, alle Städte und Völker die Befehlsgewalt über die öffentlichen Angelegenheiten in die Hände von Königen gelegt, und diese Könige wurden, wie Justinus⁴ schreibt, nicht durch den Anklang im Volk, sondern durch den überlegten Ratschluss der guten Bürger bestimmt. Ihre besondere Aufgabe war es, die Grenzen des Reiches zu verteidigen, mit Gerechtigkeit zu herrschen und Streitigkeiten, soweit es in diesen unschuldigen Zeiten überhaupt Streit gab, mit jener Ausgeglichenheit, die dem menschlichen Geist angeboren ist, zu schlichten. Da diese Tätigkeit einen starken Körper und einen starken Geist erfordert, so nannte man bei den ältesten Griechen und bei den Ureinwohnern Italiens die Könige nach dieser Stärke *Tyrannen*. Nach solcher Herrschaft wird ein König im Griechischen *basileus* genannt; *basileuo* ist auf Griechisch so viel wie *regno* auf Lateinisch.

Mit wachsender Bosheit begannen die Könige hochmütig und stolz zu herrschen und der Name des Tyrannen wurde

auf diejenigen beschränkt, die ihre Befehlsgewalt anmaßend missbrauchen. Diesbezüglich besitzen wir das Zeugnis Vergils, des besten Dichters. Er sagt:

Ein im Krieg ausgezeichnetes Volk besiedelte einen etruskischen Hügel.

Dort blühte es viele Jahre lang, bis der König Mezentius es mit stolzer Herrschaft und Waffengewalt erdrückte,

und bezüglich des Stolzes fügt er noch hinzu:

Warum dieser frevelhaften Gewalt gedenken, warum des Tyrannen?

Man bemerke, dass er ihn erst einen »stolzen König« und gleich darauf einen »Tyrannen« nennt und dass er zuvor von Aeneas, den er stets als Frommen und als König darstellt, gesagt hat:

Es soll ein Teil des Friedens sein, wenn ich die Hand des Tyrannen schüttle.

So viel sei also zur Wortbedeutung gesagt, damit so mancher Leute Unwissenheit und Träumerei ausgeräumt sei.

Um nun zur Definition zu kommen, was unter einem Tyrannen zu verstehen ist, möchte ich zunächst den heiligen Gregor⁵

¹ Papst Urban v. (1310–1370), residiert in Avignon, kommt zwischenzeitlich nach Rom, stirbt aber in Avignon; erst sein Nachfolger Gregor XI. (1329–1378) bringt die Kurie Anfang 1377 zurück nach Rom.

² Marcus Porcius Cato d. J. (95–46 v. Chr.), genannt *Uticensis* nach der nordafrikanischen Stadt Utica, in der er aus Widerstand gegen die Alleinherrschaft Caesars (100–44 v. Chr.) den Freitod wählte.

³ Trogus (1. Jahrhundert v. und n. Chr.), römischer Historiker.

⁴ Justinus (2. oder 3. Jahrhundert), römischer Historiker.

⁵ Papst Gregor I. (ca. 540–604), genannt *der Große*, der jüngste der vier lateinischen Kirchenväter.

zitieren, und zwar aus dem zwölften Buch seines Kommentares zum Buch Hiob. In seiner Auslegung des Satzes *und die Zahl der Jahre seiner Tyrannei ist unsicher* aus dem 15. Kapitel Hiob definiert er nicht nur den Tyrannen überhaupt, sondern auch verschiedene seiner Spielarten. Er sagt in herrlicher Kürze unter anderem: *Genau gesagt ist derjenige ein Tyrann, der sich ohne Recht an die Spitze einer Gemeinschaft stellt.*

Später fügt er hinzu: *Aber man sollte wissen, dass jeder, der seinen Hochmut nach eigenem Gutdünken ausübt, ein Tyrann ist. So tut das mancher in einem Gemeinwesen durch ein Amt, das ihm verliehen wurde, mancher in einer Provinz, mancher in einer Bürgerschaft, mancher in seinem Haushalt und mancher durch verborgene Bosheit bei sich selbst, in Gedanken. Gott fragt nicht danach, was einer Böses tut, sondern was einer Böses will. So kann jemandem alle öffentliche Macht zwar fehlen, aber bei sich ist er ein Tyrann, seine Bösartigkeit beherrscht sein Inneres, und wenn er auch äußerlich seinen Nächsten nicht schaden kann, so begehrt er doch innerlich die Macht, es zu tun.*

So weit Gregor. Um zunächst seine Aussagen über die verschiedenen Arten von Tyrannen zu erklären, scheint es in diesem wichtigen Abschnitt eine Unterscheidung in zwei Sorten zu geben: die eine durch eine erworbene Eigenschaft, die andere durch eine Tätigkeit. Denn wenn jemand machtlos ist, aber durch seine im Gemüt verborgene Boshaftigkeit ein Tyrann ist, so hat er zwar die betreffende Eigenschaft, aber betätigt sich nicht entsprechend. Wenn man es recht betrachtet, so ist er nur für sich ein Tyrann und im Angesicht Gottes, der »auf Herz und Nieren prüft«. Das ist ein großer Gräuel, denn Gott schaut in der Tat nicht so sehr auf das, was einer zu tun fähig ist, sondern vielmehr auf das, was einer zu tun begehrt. Über diese Schiefelage innerhalb des Menschen will ich hier nichts weiter sagen.

Tyrannische Tätigkeit aber, wie in Alleinherrschaften, lässt sich in drei unterschiedliche Arten gliedern. Es gibt nämlich eine königliche, eine staatliche und eine despotische Herrschaft. Wenn jemand nach den Vorgaben seiner eigenen Klugheit und dem freien Gutdünken seines Willens herrscht, ohne Gesetz und ohne jede Einschränkung durch Gesetze oder Menschen, und dabei für das Wohlergehen seiner Untergebenen sorgt, so ist die Herrschaft königlich. Wenn die Autorität durch Gesetze beschränkt wird, die zu brechen Frevel ist, so nennt man die Herrschaft staatlich. Wenn aber das Grundprinzip des Herrschens, wie in der Behandlung von Sklaven und Tieren, darin besteht, den Besitz zu bewahren und dem Besitzenden zu nützen, handelt es sich um die Art zu herrschen, die die Griechen despotisch nannten und die in ihrem Prinzip der Ökonomie ähnelt.

Wer in diesen verschiedenen Regierungsformen seinen Stolz durchsetzt, wird ein Tyrann, denn dahin führen auch, wenn man sie recht bedenkt, die oben angeführten Worte des Gregor. Er weist darauf hin, dass jemand, dem die Würde eines öffentlichen Amtes verliehen wurde, durch Stolz verändert wird, zunächst bezüglich der königlichen Macht, sodann bezüglich der staatlichen Macht in einer Provinz oder Bürgerschaft, schließlich bezüglich der despotischen Macht im jeweils eigenen Haus. Allerdings steht die ökonomische Herrschaft im Haushalt nicht der königlichen, staatlichen und despotischen Herrschaft gegenüber, vielmehr umfasst sie alle drei. Der Vater einer Familie beherrscht durch Zuneigung und Liebe seinen Sohn königlich, seine Frau nach den Festlegungen des Gesetzes staatlich, aber seine Sklaven despotisch, als seinen eigenen Besitz.

Obwohl sich der Tyrann von alldem unterscheidet und es charakteristisch für ihn ist, Gesetze zugrunde zu richten, sich stolz und hochmütig aufzuführen und nicht auf das Wohl seiner Untergebenen, sondern nur auf sein eigenes zu achten, so kommt der Tyrann doch der despotischen Herrschaft über einen Haushalt am nächsten. Beiden ist das Ziel gemein, den größten Gewinn für sich selbst herauszuschlagen und den eigenen Besitz zu vergrößern. Was das Handeln nach uneingeschränktem Gutdünken angeht, ähnelt Tyrannei vor allem der Königsherrschaft.

Die grundlegende Eigenschaft des Tyrannen aber ist es, nicht dem Gesetz entsprechend zu herrschen. Dazu kann es auf zwei Wegen kommen: Entweder indem er sich mit Gewalt ein Gemeinwesen aneignet, das ihm nicht gehört, oder indem er sich, grob gesagt, um Recht und Gesetz nicht kümmert. Hört, was ein Tyrann bei Seneca von sich selbst sagt:

Obgleich ich ein durch Sieg erbeutetes Szepter in der Rechten halte und alles ohne Scheu vor den Gesetzen führe usw.

»Erbeutetes Szepter« verweist auf die Niedertracht des Titels; »und alles ohne Scheu vor den Gesetzen führe« betrifft die Abscheulichkeiten in der Verwaltung, die nach Gregor ein Kennzeichen jedes Tyrannen sind, der sich, wie er sagte, *ohne Recht an die Spitze einer Gemeinschaft stellt.*

So können wir also schließen, dass ein Tyrann derjenige ist, der die Herrschaft an sich reißt und keinen Anspruch auf diese Herrschaft hat, und dass ein Tyrann derjenige ist, der mit Stolz herrscht oder Ungerechtigkeiten begeht oder Recht und Gesetz nicht achtet. Demgegenüber ist derjenige ein legitimer Fürst, dem die Herrschaft von Rechts wegen übertragen wurde, der der Gerechtigkeit dient und die Gesetze bewahrt.

in dies grege iuuenum:seria ac iocos celebrare. Nam tum in palatino monte lupercal hoc fuisse ludicum ferunt.& a Palanteo urbe arcadica:pallantium: deinde palatinum montem appellatū.ibi Euadrum qui & eo genere arcadū multis ate tempestatibus ea tenuerit loca:solēne allatum ex arcadia istituisse: ut nudi iuuenes Lyceum pana uenerantes per luxum atq; lasciuam curreret quem Romani deinde uocauerūt Inuum.huic deditus ludicro cū solēne notum esset:insidiosos ob iram p̄cedē amissē latrones:cum Romulus uī se defendisset:& Remum cōpisse. captum Amulio regi tradidisse. Vltro accusātes crimini maxie dabant: i Numitoris agrum ab his ipetum fieri. Inde eos collecta iuuenum manu hostilem in modum p̄cedas agere. Sic Numitori ad supplicium Remus deditur. ¶ Nam inde ab initio fastulo spes fuerat regiam stirpē apud se educari. Nā & expositos iussu regis infantes sciebat.& tēpus quo ipse eos sustulisset ad id ipium congruere. Sed rem immaturam nisi aut per occasionem:aut per necessitatem aperire noluerat. Necessitas prior uenit. ita metu subactus Romulo rē aperit. Forte & numitori.cū i custodia Remū haberet.audissetq; geminos esse fratres cōpatando statem eorū:& ipsā mīme ferulem indolem:tetigerat animū memoria nepotum:sciscitandōq; eodem peruenit. Vt haud procul esset quin Remū agnosceret. Ita undiq; regi dolus necitur. Romulus nō cum globo iuuenum:nec enim erat ad uim apertam par:sed aliis alio itinere iussis certo tēpore ad regiā uenire pastoribus:ad regē impetum facit.& a domo Numitoris alia comparata manu adiuuat Remus. Ita regem obruncat. Numitor inter primū tumultum hostes inuasisse urbē atq; ad ortos regiam dictitans:cum pubem albanam:in arcē:prēsidio armisq; obtinendā aduocasset. Postq; iuuenes:perpetrata cōde pergere ad se gratulātes uidit:extemplo aduocato concilio:scelera in se fratris:originē nepotum: ut geniti:ut educabit:ut cogniti eēt:cōdē deiceps tyrāni:seq; eius auctore:ostēdit iuuenes per mediam concionem agmine igressi:cum Auū regem salutasset secuta ex omni multitudine uox consentiens ratum nomē imperiumq; regi efficit. Ita Numitori Albana re permissa Romulū Remumq; cupido cōp̄it in iis locis ubi expositi:ubi educati erāt:urbis condendē.& supererat multitudo albanorum.latinorumq;:ad id pastores quoq; accesserant:qui omnes facile spē facerēt:paruam:albā:paruum lauiniū p̄cē ea urbe:quē cōderet:fore. ¶ Interuenit deinde his cogitationibus:auitū malum:regni cupido:atq; inde foedum certamē coortum.a satis miti principio. Quoniam gemini essēt:nec cōtatis uerecundia discrimen facere possēt:ut dicitur:in quorum tutela ea loca essēt auguriis legerent eum qui nomen noue urbi daret:qui conditā sperio regeret Palatinum Romulus:Remus Auentinū ad inaugurandum templa capiūt. priori Remo augurium fertur:sex uultures. Itaq; nūtiato augurio:cū duplex numerus Romulo sese ostēdisset: utrunq; regē sua multitudo cōsultauerat Tempore illi p̄cepto:At hi numero auitū regnū traherent. Inde cū altercatione congressi certamine irarū ad cōdē uertuntur. Ibi in turba ictus Remus cecidi. Vulgatio fama ē ludibrio fratris Remū nouos trāsiliisse muros. Inde ab irato Romulo:cum uerbis quoq; increpitās adiecit& sic deinde quicūq; alius trāsiliet moenia mea interfectum. Ita solus potitus imperio Romulus condita urbs:conditoris nomine appellata Palatinus primū:in quo ipse erat educatus:muniit. ¶ Sacra diis aliis Albano ritu:Græco Herculi ut ab Euādō instituta erant:facit. Herculem in ea loca Geryone iterēpto:boues mira specie abegisse memorant.ac prope tyberim fluuium:qua p̄cē se armentum agens:nando traiecerat:loco herbido:ut quiete & pabulo lēto reficeret boues & ipsū


Titus Livius: *Decades*. Mit Florus: *Epitoma* und Beigaben von Giovanni Andrea Bussi. Venedig, gedruckt von Wendelin von Speyer, 1470. (GW M18494) Fol. 25v, die Gründung Roms durch Romulus und Remus.

Die ersten Drucker Venedigs, der zukünftigen Hauptstadt dieses Handwerks, stammen aus Speyer. Die Brüder Johannes und Wendelin kommen 1468 nach Venedig und eröffnen im Folgejahr ihre Druckerei. Allerdings stirbt Johannes bereits 1469/70, nachdem die Produktion mit Werken von Cicero, Plinius und Augustinus angelaufen war. Wendelin übernimmt das Geschäft und führt es bis 1477, seinem vermutlichen Todesjahr. Die *editio princeps*, die erste gedruckte Ausgabe, des römischen Historikers Titus Livius, der die Geschichte Roms *ab urbe condita*, von der Gründung der Stadt an, beschreibt, war bereits 1469 bei Sweynheim und Pannartz erschienen – Wendelin druckt diese Ausgabe 1470 nach. Es ist die Textfassung des Livius, die Francesco Petrarca gesammelt und hergestellt hat.


Die Pest von 1348

BALDASSARRE BONAIUTI



wird **1336** in Florenz in ein einigermaßen großes Haus geboren. Der Vater, Coppo Stefani de Buonaiuti, ist als Bankier und Kaufmann einigermaßen erfolgreich und zugleich in Gremien und Ämtern der Öffentlichkeit tätig – diese patrizische Doppelbeschäftigung wird Baldassarre fortführen. Seine Eltern verliert er, bevor er 15 wird. Sein Leben verbringt er nicht als Autor oder Chronist, aktenkundig ist vielmehr seine Tätigkeit im Dienste seiner Vaterstadt, in gewählten Gremien und als Leiter manch kleiner militärischer Operation. Er übernimmt Gesandtschaften zu den beiden großen Mächten im Süden, dem Königreich Neapel und dem Papst, oder nach Bologna, er vertritt auch in Florenz die *signoria*, die republikanisch-oligarchische Regierung des Stadtstaates, gegen äußere Feinde und innere – wie die aufständischen *ciompi*, die Proto-proletarier der Textilprotoindustrie, im Sommer 1378. Nach allem, was man weiß, stand Bonaiuti finanziell wie politisch zwischen den Extremen. Er heiratet Costanza di Guido degli Adimari, eine Tochter aus angesehenem Haus (in das einzuheiraten sich  Alessandra Macinghi keine Hoffnungen macht). Im Alter, also als sich Bonaiuti auf die fünfzig zubewegt, schreibt er in Ruhe seine *Cronaca fiorentina*, eine Geschichte der Stadt von den Anfängen bis in seine Gegenwart. Er stirbt im August 1385. Das klingt nach einem selbstständigen und trittsicheren Leben. Dabei ist es unerwartet lang geworden.

Baldassarre Bonaiuti ist zwölf Jahre alt, als die große Pest über Italien hereinbricht. Seine Aufzeichnungen in der *Cro-*

naca über diese Katastrophe zählen zu den besten Quellen. Er beschreibt vor allem die Auswirkungen der Seuche auf die Stadtgemeinschaft und den sozialen Zusammenhalt in Florenz, aber die Katastrophe betrifft die ganze mediterrane Welt. Der sprichwörtlich gewordene Schwarze Tod, dessen Welle über einige Jahre hinweg von der Levante bis nach Skandinavien rollt, rafft ein Drittel der europäischen Bevölkerung dahin. Für Italien, das vom Frühling bis zum Spätsommer 1348 heimgesucht wird, liegen die Schätzungen noch höher. Die Pest fordert dort in nur einem halben Jahr einen etwa so großen Teil der Gesellschaft, wie es der Dreißigjährige Krieg in seinen Kerngebieten über seine namensgebende Laufzeit tat. Die Geschwindigkeit der Pest vervielfacht ihren Schrecken. Die Sense des Todes schneidet nicht nur unterschiedslos, sondern auch schnell. Viele Quellen sprechen deshalb oft gar nicht erst von einer Krankheit oder der Pest im Besonderen, sondern direkt vom Sterben, *moria* oder *mortalità*, wie im ersten Satz von  Giovanni Boccaccios *Decamerone*. Das große Sterben in Florenz bildet auch für das *Decamerone* den erzählerischen Hintergrund. Man achtete den Tod eines Menschen so gering wie den Tod einer Ziege, heißt es in Boccaccios Beschreibung am Beginn seiner Novellensammlung, und am Ende soll die Zahl der Begrabenen höher gelegen haben als die derzeit geschätzte Einwohnerzahl. Das Gemeinwesen der Überlebenden in der Stadt hingegen steht, wie es gerade Bonaiuti eindrucksvoll beschreibt, kurz vor dem Zusammenbruch. Die große Pest ist eine Krankheit der ganzen Gesell-

schaft. Der *body politic* erholt sich zwar letztendlich von der Krankheit, aber er ist nach der Genesung nicht mehr derselbe. Zwar verschwindet die alte Ordnung der Gesellschaft nicht, aber ein erheblicher Teil der Gesellschaft ist verschwunden. Unzählige kleine und große Machtvakuen entstehen. Und nicht zuletzt, damit endet auch Bonaiutis Bericht, ist eine Seuche eben kein Krieg: Die Menschen sind weg, aber die Truhen voller Gold sind stehen geblieben. Auch die Häuser sind stehen geblieben, aber dennoch ist nach der Katastrophe Wiederaufbau angezeigt. Der massive Einschnitt fällt mit den Anfängen der Renaissance zusammen, auch wenn eine Seuche, wiederum anders als ein Krieg, so gar keinen Inhalt oder Gegenstand hat. Der Humanismus wird in einer Welt nach der Pest groß werden und sich verbreiten – als wäre mit dieser Seuche der dunkelste Punkt des Weltwinters erreicht und überstanden. Wie dem auch sei – das Bakterium *Yersinia pestis* hätte, gemessen an seinem Eingreifen in die Geschehnisse Europas, ein größeres Standbild verdient als alle Feldherren zusammen.

Seuche ist und bleibt in der Alten Welt Alltag. Zwar kehrt sie vorerst nicht mehr mit solcher Gewalt zurück wie 1348, aber noch 150 Jahre später berichtet ☞ Luca Landucci von den urplötzlich in der Stadt *sitzenden* Toten. Was bleibt, ist Flucht für die einen, Ausharren für die anderen. Der einzige Schutz ist räumliche Distanz. Das regelmäßige Aufflammen von todbringenden Krankheiten und Seuchen führt immer wieder zu Stillständen, wie ☞ Alessandra Macinghi bemerkt, es führt zu Umwegen und Zwangspausen. ☞ Giovanni Pico schreibt sein Hauptwerk in italienischer Sprache in dem Dorf Fratta, weil eine Seuche seinen Weg zur Arbeit in Rom blockiert. Eher mit Fingerübungen beschäftigt sich ☞ Enea Silvio Piccolomini, der mit einem ganzen Hofstaat vor der Pest evakuiert wird. Es gibt aber auch, wie ☞ Ludovico Carbone zeigt, schwarzen Humor, der auf Verdienstauffälle aufgrund des Schwarzen Todes reagiert. Den drastischsten Eindruck des allgegenwärtigen Todes geben wohl die Metaphern und Vergleiche, die für Massenbegräbnisse gefunden werden. Boccaccio spricht davon, dass die Leichen gestapelt werden, eng wie Fracht in einem Schiff. Bonaiuti wählt das anschaulichere Beispiel der Lasagne.

Florentiner Chronik (*Rubrica 634/635*)

IM Jahre des Herrn 1348 kam es in Florenz und im Umland der Stadt zum Ausbruch einer unvorstellbaren Seuche, die von solcher Wut und solcher Sturmgewalt war, dass in den verseuchten Häusern so gut wie niemand die Kranken versorgte. Alle, die das taten, starben an derselben Krankheit. Kaum jemand überlebte den vierten Tag. Kein Arzt und keine Medizin konnte helfen, sei es, weil die Krankheit völlig unbekannt war, sei es, weil die Ärzte sie nicht studiert hatten, jedenfalls schien es kein Hilfsmittel zu geben. So große Angst herrschte, dass niemand wusste, was tun. Wenn die Krankheit erst einmal in einem Haus ausgebrochen war, kam es oft vor, dass kein Einwohner überlebte. Und sie machte nicht halt bei Männern und Frauen, sondern auch die Tiere starben, Hunde und Katzen, Hühner, Rinder, Esel und Schafe, alles starb an der gleichen Krankheit und mit dem gleichen Zeichen behaftet. Fast niemand, an dem sich das Zeichen gezeigt hatte, konnte geheilt werden.

Das Zeichen war Folgendes: Zwischen Oberschenkel und Leiste oder aber unter der Achsel erschienen dicke Geschwüre, zugleich trat ein Fieber auf, und wenn die Geschwüre aufbrachen, floss Blut vermischt mit einer dünnen Flüssigkeit heraus, und wenn das Blut austrat, dann war es um die Leute geschehen. Dieser Umstand war so schreckenerregend, dass es genügte, einen Ausbruch in einem Haus zu sehen oder von einem zu hören, dass niemand blieb. Die verängstigten Leute flüchteten aus dem einen Haus in ein anderes, manche innerhalb der Stadt, manche bis aufs Land. Man fand keine Ärzte mehr, denn sie starben wie die anderen. Wenn sich doch einer fand, verlangte er ungeheure Summen bar auf die Hand, bevor er das Haus betrat, dann nahm er den Puls mit abgewandtem Gesicht und betrachtete von Ferne den Urin der Kranken, mit parfümierten Kisschen vor der Nase.

Der Sohn ließ den Vater im Stich, der Gatte die Gattin, die Gattin den Gatten, ein Bruder den anderen, eine Schwester die andere. In der ganzen Stadt gab es keine andere Tätigkeit, als Tote zum Begräbnis zusammenschleppen. Viele starben, ohne gebeichtet und die anderen Sakramente empfangen zu haben. Unheimlich viele starben, ohne dass es überhaupt jemand sah. Viele verhungerten, denn es geschah häufig, dass einer sich krank ins Bett legte und seine bestürzten Hausgenossen zu ihm sagten: »Wir holen gleich einen Arzt für dich.« Dann verrammelten sie fest die Tür hinter sich und kehrten nicht mehr zurück. Jene, die verlassen wurden, ohne Gesellschaft und ohne Nahrung, schwanden unter dem Fieber dahin.

Viele Kranke flehten die ihren an, sie nicht zu verlassen, wenn es Abend wurde, und bekamen von jenen zu hören: »Damit du in der Nacht deine Diener nicht behelligen musst, die sich Tag und Nacht um dich kümmern, versorge dich selbst mit Konfekt und Wein oder Wasser, schau, das steht hier auf dem Bettkasten über deinem Kopf, nimm ruhig selbst davon.« Sobald der Kranke eingeschlafen war, gingen sie fort und kamen nicht mehr zurück. Wenn der Kranke Glück hatte, sich über Nacht selbst ernähren konnte, in der Früh lebendig aufstand und stark genug war, es bis zum Fenster zu schaffen, stand er da eine halbe Stunde, bevor jemand vorbeikam, wenn es keine Hauptstraße war. Wenn überhaupt jemand vorbeikam und der Kranke genug bei Stimme war, um gehört zu werden, kam manchmal Antwort und manchmal nicht. Wenn auch Antwort kam, so kam keine Hilfe. Denn niemand, oder nur sehr wenige waren bereit, in das Haus eines Kranken zu gehen. Andererseits wollte sich niemand mit denen einlassen, die gesund das Haus eines Kranken verließen. Man sagte: »Jener ist verflucht, sprecht nicht mit ihm«, oder man sagte: »Er hat es doch, denn in seinem Haus ist die Beule.« Denn das Geschwür nannte man Beule. Sehr viele starben, ohne dass es jemand merkte, und lagen in ihren Betten, bis sie zu stinken anfangen. Die Nachbarschaft, wenn es sie noch gab, roch den Gestank, kam, steckte den Toten in einen Sack und begrub ihn. Die Häuser blieben offen, aber niemand hatte den Mut, etwas zu berühren, denn alle Dinge im Haus schienen vergiftet zu sein, sodass jeder, der sie hätte benutzen können, sich vor Ansteckung fürchtete.

Bei jeder oder bei den allermeisten Kirchen hob man weite und tiefe Gruben bis zum Grundwasser aus, je nachdem, wie groß die Gemeinde war. Wer nicht besonders viel Geld hatte, musste es auf sich nehmen, am Morgen die Toten der Nacht zu berühren und zu schultern und in die Gruben zu werfen. Dafür wurde er reich entlohnt. Wenn genügende in der Grube waren, nahm man etwas Erde und warf sie über sie. Dann kamen die nächsten darauf und wieder eine Schicht Erde, nur ein bisschen Erde, gerade so, wie man eine mit Käse überbackene Lasagne zubereitet.

Die Totengräber, die die Dienste versahen, hatten so hohe Preise angesetzt, dass viele von ihnen reich wurden. Und viele von ihnen starben, sodass es sie teuer zu stehen kam, ob sie nun viel oder wenig dabei gewonnen hatten. Die Diener, die die Kranken versorgten, wollten nun drei statt einen Florin am Tag und alle ihre Ausgaben erstattet. Was die Kranken aßen, also Pillen und Zucker, wurde unverhältnismäßig teuer. Ein Pfund Zucker wurde für acht statt für drei Florin verkauft und ähnlich war es mit allem anderen. Hühner und anderes Federvieh war wunderbar teuer. Der Preis für ein Ei stieg von zwölf auf vierundzwanzig Denare, und man konnte von Glück

sprechen, wenn man drei Stück am Tag fand, ohne durch die ganze Stadt gelaufen zu sein. Wachs war wie ein Wunder. Das Pfund wäre im Preis über einen Florin gestiegen, wenn man dieser hochmütigen Unart, die die Florentiner so lieben, nicht einen Riegel vorgeschoben und nicht ein Verbot erlassen hätte, mit mehr als zwei Wachsfackeln herumzugehen. Die Kirchen hatten nur je eine Totenbahre vorrätig, wie es Brauch ist, das genügte nicht. Die Händler und Totengräber hatten Bahren, Decken und Kissen zu hohen Preisen zusammengekauft. Der dünne Stoff, aus dem man die Totengewänder fertigt, stieg derart im Preis, dass eine Frau, die für den Stoff eines Rockes, eines langen Unterkleides, eines Mantels und eines Schleiers einst drei Florinen gezahlt hatte, jetzt dreißig zahlte. Der Preis wäre auch auf hundert gestiegen, wenn man nicht aufgehört hätte, diesen Stoff zu verwenden. Wer reich war, nahm nun Wollstoff, und wer nicht reich war, irgendwelche Fetzen Leinen. Die Holzgestelle, auf denen man die Toten aufbahrt, kosteten einen Donnerschlag, und auch die hundertste Bahre war noch nicht genug.

Vom Leuten der Kirchenglocken konnten die Priester gar nicht genug bekommen. Um die einschüchternde Wirkung der Kirchenglocken, den Verkauf der Bahren und die vielen Ausgaben einzudämmen, erließ man die Verordnung, für keinen Toten mehr die Glocken zu läuten, niemanden aufzubahren und auch keine Namen öffentlich anzuschlagen. Denn all das hörten ja die Kranken, es verschreckte die Gesunden wie auch die Kranken. Die Priester und die Mönche besuchten die Reichen in so großer Zahl und ließen sich so viel Geld dafür geben, dass sie alle reich davon wurden. Deshalb erließ man auch die Verordnung, dass jeder nur einem Orden und der Kirche einer Gemeinde anhängen sollte; und von einem Orden nicht mehr als sechs Mönche.

Die Einfuhr allen ungesunden Essens in die Stadt wurde verboten, wie etwa unreife Pflaumen, grüne Mandeln, frische Bohnen, Feigen und alle Früchte, die nicht nützlich oder bekömmlich sind. Es gab viele Prozessionen. Die Reliquien und der Altar von Santa Maria Impruneto wurden unter Gebeten durch die Straßen getragen. Man rief *Misericordia*, und hielt Reden und stand unter den Fenstern der Priore. Sie beruhigten alle Fragen über das Unheil und den Tod der Menschen. All das erregte so viel Angst und Schrecken, dass die Leute sich in Grüppchen zusammentaten und gemeinsam aßen, um ein wenig Erholung zu genießen. Einer richtete ein Abendessen für zehn Freunde aus und am nächsten Abend aß man reihum bei einem anderen. Es kam vor, dass man plante, bei jemandem zu speisen, aber es gab kein Essen, weil er krank geworden war, und es kam vor, dass man ein Essen für zehn vorbereitet hatte, aber es waren nur noch zwei oder drei übrig, die kamen. Manche flohen aufs Land, manche in eine Burg, um sich einem

Luftwechsel zu unterziehen. Wo die Krankheit noch nicht war, wurde sie hingebacht, wo sie bereits war, wuchs sie.

Kein Beruf wurde in Florenz mehr ausgeübt. Alle Werkstätten waren geschlossen, alle Wirtshäuser waren geschlossen, alles außer Gewürzhändler und Kirchen. Wer aufs Land ging, fand dort so gut wie niemanden. Viele gute und reiche Männer wurden im Sarg von ihren Häusern in die Kirchen getragen, begleitet von vier Totengräbern und einem Mönchlein, das ein Kreuz vorantrug, und jeder verlangte dafür einen Florin. Von diesem Massensterben wurden Gewürzhändler, Ärzte, Hühnerzüchter, Totengräber, Händler von Malven, Nesseln, Bingelkräutern und anderen Heilpflanzen reich. Gerade die Kräuterhändler verdienten unglaublich viel Geld. Wollhändler und Schneider, die Gewänder fanden, verkauften sie an alle möglichen Leute weiter. Wer während der Seuche Kleider und Wäsche finden konnte, wurde reich damit, auch, wer sie herstellen konnte; aber vieles war zu vergründet und verdreht und also verloren. Feiner und grober Wollstoff war in großer Menge für die Stadt verloren.

Diese Seuche begann im März, wie gesagt wird, und endete im September 1348. Die Leute begannen wieder in ihre Häuser und Einrichtungen zurückzukehren. Es gab dermaßen viele Häuser, die noch vollständig eingerichtet waren, aber keine Herren mehr hatten, dass man nur staunen konnte. Man fing bald an, nach Erben für all diese Dinge zu suchen. So kam es, dass Habenichtse plötzlich reich waren, auch wenn es ihnen erst schien, dass es ihnen nicht gehörte und sie es zurückweisen sollten. Aber dann begannen Frauen und Männer doch, sich mit Kleidern und Pferden auszutoben.




Nun wurde in Florenz durch den Bischof und die Stadtherren angeordnet, zu prüfen, wie viele gestorben waren, nachdem man Anfang Oktober bemerkt hatte, dass niemand mehr an der Seuche starb. Man fand, Männer und Frauen, Groß und Klein, alles zusammen, dass zwischen März und Oktober sechsendneunzigtausend gestorben waren.

Die Geißel schwingen

LEONARDO BRUNI



wird **1370** in Arezzo geboren; nach seiner Heimatstadt wird er auch Leonardo Aretino genannt. Der Sohn eines Kornhändlers kommt bereits früh, 1384, nach Florenz, als Arezzo erobert und der von Florenz dominierten Toskana angegliedert wird. In der Hauptstadt wird Bruni mit großer Energie studieren und die richtigen Leute kennenlernen: Aus kleinen Verhältnissen steigt er durch die Kraft der Feder bis zum Kanzler von Florenz auf. Eine Ehrfurcht gebietende Gestalt voll Tugend und Fleiß, mit harter Stirn. Er schreibt eine Geschichte der Stadt Florenz, wofür ihn die Stadt nicht nur mit dem Bürgerrecht, sondern auch mit Steuerfreiheit belohnt. Er fördert den literarischen Gebrauch des *volgare*, der Volkssprache, und übersetzt, als früher Könner des Altgriechischen, wichtige Werke des Ostens erstmals ins Lateinische, etwa Platon, Aristoteles, Plutarch: die Grundausstattung des modernen Europas, die im lateinischen Westen seit Jahrhunderten niemand mehr lesen kann. Brunis Vorwörter zu seinen vielen Übersetzungen zeigen immer wieder sein Bewusstsein für Lektürehindernisse (wie etwa die Ablehnung heidnischer Philosophie im christlichen Europa) und sichere Pfade über diese Hindernisse hinweg. Solche Vorwörter und Widmungen sind Torhüter und Helfer, sie stiften Schmeichelei und Verbindlichkeit, und nicht zuletzt machen sie Werbung für den Autor und seine Freunde. Humanisten wie Bruni sind sich ihrer Leistung wohl bewusst und nie zögerlich, die verdiente Ehre selbst zu verkünden, wenn sich gerade kein Chor finden lässt, der diese Aufgabe übernimmt.

Neben seinen literarischen Arbeiten hat Leonardo Bruni auch Ämter zu erfüllen: So ist er von 1405 bis 1415 apostolischer Sekretär, ein hohes Schreiberamt am päpstlichen Hof, an den er auch seinen jüngeren Freund  Poggio Bracciolini holt, und von 1427 bis zu seinem Tod Kanzler der Republik Florenz, das höchste Staatsamt – und seinerzeit auffällig dicht mit Humanisten besetzt. Da sind  Colluccio Salutati (1375 bis 1406), Bruni selbst (1410/11 und 1427 bis 1444), Carlo Marsuppini (1444 bis 1453) und  Poggio Bracciolini (1453 bis 1458). Bruni stirbt 1444. Wie es sich für eine Autorität des Florentiner Staates gehört, ist er in der Kirche Santa Croce beigesetzt.

In seiner *Rede gegen die Heuchler* zeigt Bruni die große Geste der Ethik und Moral für ein nicht nur ziviles, sondern auch urbanes Zusammenleben – sein Zorn und seine Entrüstung sind ehrbar, seine Gegner, die Heuchler, zählen noch heute zu den schwersten Belastungen des Gemeinwesens. Gegen sie macht Bruni grimmig ernst, aber er kann auch in anderen Registern schimpfen, satirisch, turbulent, deutlich komisch. Das Schmähgedicht *Oh nun fort mit dir (O mei procul ite)* ätzt in diesem Sinne gehörig. Der Text entsteht vermutlich zwischen 1405 und 1415, also zu der Zeit, als Bruni Mitte dreißig ist und mit Poggio am Vatikan arbeitet. Es ist der erste bekannte Text, in dem die Nachahmung des römischen Lyrikers Catull klar erkennbar ist, der Form und dem Inhalt nach. Catull, der zur Zeit Caesars lebt, ist sowohl für grelle Beschimpfungen als auch für stupende Gelehrsamkeit berühmt, vor allem

ist er ein Meister der Liebeslyrik. Heute ist Catull einer der Großen der antiken Literatur, er steht auf Lehrplänen, ein Flughafen ist nach ihm benannt. Zu Brunis Zeit aber ist er kaum bekannt, eine unglaubliche Seltenheit. Sein Werk ist in nur einem Manuskript, in einem einzigen Exemplar, durchs Mittelalter gekommen. Dieses Exemplar, heute verschollen, wird kurz vor Petrarca's Geburt gefunden, wird dann aber von ausgezeichneten Kopisten und Emendatoren bearbeitet, darunter Salutati, Bracciolini, Pomponio Leto oder Pacifico Massimi. Um die richtige Textfassung und Interpretation Catulls wird lange gerungen, eine gedruckte Ausgabe seiner Werke erscheint 1472 bei Wendelin von Speyer in Venedig. Schnell aber etabliert sich bei den Humanisten eine formale Markierung, mit der sie ihre Catull-Nachahmung kennzeichnen können: die Versform des Elfsilbers (Hendekasyllabus), die auch Bruni ausdrücklich benutzt. Brunis Invektive gegen ein Fräulein namens Galla ist also auch ein Ausdruck hoch spezialisierter philologischer Forschung und humanistischer Hochkultur am Vatikan, dem Zentrum der Christenheit. Abgesehen davon ist es derbes Geschimpfe.

Oh nun fort mit dir

Oh nun fort mit dir, geh fort, meine Liebe,
fort mit euch beiden, Venus und Cupido,
mit allem, was mich früher glücklich machte!
Galla hat mich, oh ihr Götter, betrogen,
meine Galla hat schamlos und verstoßen
dreihundert Saukerle mir vorgezogen.
Verbrecherin, erträgst du so viel Frevel?
Schämst du dich nicht, das Tagelicht zu sehen,

fürchtest du dich nicht vor zornigen Jamben?
Erhebt euch nun sofort, meine Elfsilber!
Bestürmen wir ihr unverschämtes Gesicht!
Schreit! Die hässliche Metze soll es hören:
»Du Aas aus Abschaum, grässlich stinkender Puff,
Saustall und Kloake des ganzen Volkes,
verpesteter Nachttopf, Schlund voller Schwänze,
versiffter und verschissener als eine
Nutte aus dem hinterletzten Hurenhaus,
dich konnte ich ansehen und dich lieben?
Kannst du mir denn noch länger hübsch vorkommen,
mit deinen schiefen Augen, dem verschmierten
Mund und dem unschönen Gesicht, wie vorher,
mit deiner bösen Zunge, selbst wenn du sie
bei dir behältst, mit den dreckigen Füßen?
Ganz Arezzo weiß, wie gesittet du bist,
wenn du durch die schlafenden Nächte spazierst
wie eine unerschrockene Nachtwächterin,
wenn du allzu oft zu deinem Friseur gehst
und ihm im Kreis seiner Spießgesellen, du
brennende und schamlose Betrügerin,
völlig hemmungslos im Schritt herumfummelst.
Seid mir gegrüßt, Penelope¹ und Dido²
und Lucretia,³ keusche Lichtgestalten!
Diana⁴ lässt nachfragen, ob du ihre
Jungfrauen unterrichten willst, und Vesta⁵
benennt alle ihre Altäre nach dir.«
Aber sie sagt kein Wort und steht ungerührt,
denn ihre Ohren und ihr Herz sind völlig
mit Schwänzen verstopft. Wenden wir uns also
an ihre Verwandten, um sie zu zähmen:
»Gevattern, die ihr mit der Sorge um die
Euren betraut seid, was tut ihr? Das Mädchen
dreht völlig durch und wird von nichts gehalten,
ohne Anstand stürmt sie durch das ganze Land!«
Oh, du Freundin des unflätigen Friseurs,
er gefällt dir nur wegen seines Schwanzes;
insofern verschmähst du uns andre zu Recht,
denn du kennst dich aus und du weißt, wer was hat.
Kurzum, höre doch einfach auf zu leben.

¹ Penelope, die Gattin des Odysseus, ist die Heldin geduldiger Gattentreue.

² Dido, die Königin von Karthago, wählte, von Aeneas verschmäht, den Freitod.

³ Lucretia, eine Römerin aus halb mythischer Frühzeit, wählte, aus vergewaltigter Ehre, ebenfalls den Freitod.

⁴ Diana, die Göttin der Jagd, militant jungfräulich.

⁵ Vesta, die Göttin des Herdfeuers, mit jungfräulicher Priesterinnenschaft.